

## Aufsätze und Bücher

### 1. Philosophische Gesamtdarstellungen, Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

*Archivio di filosofia*. Hrsg. v. *E. Castelli*. gr. 8°. Rom, Bocca. Jährlich 4000.— L (in Italien 3000.— L). — A. d. F. ist das Organ des Istituto di studi filosofici in Rom, dessen Direktor E. Castelli ist. Jährlich erscheinen drei Hefte von verschiedenem Umfang oder ein Doppelheft und ein einfaches Heft. Die einzelnen Hefte behandeln jeweils ein einheitliches Thema. Der Besprechungsteil tritt demgegenüber sehr zurück, ebenso die kurzen Nachrichten über die Tätigkeit des Instituts. So haben die einzelnen Hefte mehr den Charakter von Sammelwerken als von Zeitschriftenheften. Philosophen verschiedener Richtungen, mehr als zur Hälfte Italiener, aber auch zahlreiche Nicht-Italiener, beleuchten ein Thema von verschiedenen Seiten her. Beiträge in deutscher oder englischer Sprache erscheinen zugleich in italienischer Übersetzung. Die Hefte bedeuten jedenfalls wertvolle Beiträge zu den in ihnen behandelten Problemen. Namentlich vom philosophischen Leben in Italien geben sie ein gutes Bild. — Von den in den letzten Jahren erschienenen Heften seien erwähnt: *La filosofia della storia della filosofia* (1954, 276 S.); der Band enthält neben Abhandlungen von *E. Castelli* und *A. Dempf* zum Gesamtthema des Bandes u. a. Abhandlungen von *M. De Corte* (Aristotelisme et Christianisme), *O. Gigon* über die Geschichtlichkeit der Philosophie bei Aristoteles, *A. Del Noce* über Probleme der Periodisierung, ferner zwei bisher ungedruckte Manuskripte von *E. Husserl* über die Teleologie der Geschichte. — Die geschichtsphilosophische Problematik wird im folgenden Band „*Apocalisse e insecuritas*“ (1954, 185 S.) weiter fortgesetzt. „Apokalypse“ ist hier nicht im eschatologischen Sinn verstanden, sondern dem Wortsinn nach als „Offenbarung“ (4 f. 7). Dem Herausgeber geht es um die Ideen, die er in seinem Buch „*I presupposti di una teologia della storia*“ (vgl. Schol 31 [1956] 127 f.) dargelegt hat. Die „insecuritas“, das Ungesicherte des Daseins, ist mit der Geschichtlichkeit gegeben. Der Band enthält Beiträge u. a. von *E. Grassi*, *H. Sedlmayr*, *Fr. Altheim*, *K. Löwith*, *P. Filiati Carcagno* und *E. Paci*. — 1955 ist ein Band „*Studi di filosofia della religione*“ (237 S.) erschienen mit Abhandlungen von *E. Castelli*, *H. U. v. Balthasar*, *C. Fabro*, *K. Kerényi*, *G. Menschling* und anderen. — Der 1. Band von 1956 „*Metafisica ed esperienza religiosa*“ (298 S.) führt die religionsphilosophische Problematik weiter. Eine längere Abhandlung von *J. B. Lotz* (79—121) zeigt, wie Metaphysik und Religion bei aller zu wählenden Verschiedenheit doch zusammengehören, weil sie aus einer gemeinsamen Grunderfahrung hervorgehen. Wenn sie sich von ihr und damit voneinander losreißen, kommt es zu einer rationalistisch entleerten Metaphysik und einer irrationalistisch zerfließenden Religion. Weiter enthält der Band u. a.: *E. Przywara*, Metaphysik, Religion, Analogie; *C. Fabro*, Enigma dell'uomo e mistero di Dio; *J. Daniélou*, Le problème théologique des religions. — Der Jahrgang 1957 bringt zunächst einen Doppelband mit dem Titel „*Il compito della fenomenologia*“ (278 S.); größere Abhandlungen in diesem Band sind: *R. Lazzarini*, Fenomenologia, intenzionalità e problematica degli status; *S. Breton*, Essai d'une phénoménologie de l'exigence et des attitudes métaphysiques; *G. Funke*, Transzendental-phänomenologische Untersuchung über „Universalen Idealismus“, „Intentionalanalyse“ und „Habitusgenese“. — Der 2. Band von 1957 hat zum Titel: *La filosofia della arte sacra* (212 S.). Er enthält u. a. die Abhandlungen: *E. Przywara*, Schön, Sakral, Christlich; *J. B. Lotz*, Christliche Inkarnation und heidnischer Mythos als Wurzel sakraler Kunst;

G. Marcel, L'idée du drame chrétien dans son rapport au théâtre actuel. W. Fraenger gibt mit erstaunlicher sprachlicher Kunst und Jungscher Tiefenpsychologie eine Interpretation der „Versuchung des hl. Antonius“ des flämischen Malers H. Bosch. — Der 1. Band des Jahres 1958 ist dem Thema „I t e m p o“ gewidmet (248 S.). Auf diesen Band wird die Schol eigens zurückkommen. de Vries

Convivium. Estudios filosóficos, hrsg. von der Facultad de Filosofía y Letras der Universität Barcelona. Schriftleiter: J. Bofill Bofill. Jährlich 2 Hefte je 250 S. Einzelheft: 2.40 Doll.; Jahrgang: 4.— Doll. — Die seit 1956 erscheinende Zeitschrift, von der uns zwei Hefte (1956, 2 und 1957, 1) vorliegen, führt sich recht gut ein. Sie will zunächst die philosophische Tradition der Universität Barcelona fortsetzen, darüber hinaus aber mit allen, die sich aus ernster Wahrheitsliebe der philosophischen Forschung widmen, auch über die Grenzen Spaniens hinaus ins Gespräch kommen. In der Tat kommen in den vorliegenden Heften namentlich die französische und die deutsche Philosophie reichlich zu Wort, die französische in Beiträgen über Claudel, Blondel und Jacques Chevalier als Zeugen des katholischen Bergsonismus, die deutsche Philosophie gleich in zwei Abhandlungen über Heidegger, in einem Beitrag über zwei Bücher Guardinis und einer Abhandlung über formale Logik und Philosophie bei H. Scholz. Der leichteren Verständigung und schnelleren Übersicht dienen auch die jedem Artikel beigefügten Auszüge in spanischer, deutscher und englischer Sprache; es wäre zu wünschen, daß sie sprachlich glatter und auch inhaltlich bestimmter würden. Neben der modernen Philosophie kommt auch die alte Philosophie zu Wort, namentlich in einer Abhandlung über die Ästhetik des Aristoteles und einer zweiten über Hesiod. Aber auch die systematische Philosophie kommt neben den geschichtlichen Forschungen nicht zu kurz. Der grundsätzlichen Besinnung über eine gegenwartsnahe christliche Philosophie dient ein Beitrag von J. Pérez Ballestar. Fragen der Erziehungsphilosophie und der Ästhetik werden behandelt. Besonders hingewiesen sei auf die Abhandlung des Schriftleiters J. Bofill Bofill: Para una Metafísica del Sentimiento, und den Beitrag von A. Roldán S. J.: En torno a la Metafísica del sentimiento. Freilich verstehen nicht beide unter „sentimiento“ dasselbe. B. spricht vom Selbstbewußtsein als dem „sentimiento fundamental“, durch das uns das reale Sein gegeben ist. Für R. dagegen ist „sentimiento“ grundlegend die „delectatio“, die er in seinem Werk „Metafísica del sentimiento“ (495 S., Madrid 1956, Instituto „Luis Vives“ de Filosofía; vgl. die Besprechung in diesem Heft der Schol im Kap. „Psychologie“) auf Grund der thomistischen Kriterien als spezifisch von Erkenntnis und Streben verschiedene Funktion zu erweisen sucht. Denn erstens habe sie ein eigenes, vom Wahren und Guten verschiedenes Formalobjekt: das Angenehme (gratum), und zweitens sei sie weder zentripetal wie die Erkenntnis noch zentrifugal wie das Streben, sondern zirkulär. de Vries

Schneider, H., Grundwissenschaft (Die nicht-psychologische Wissenschaft von der Wissenschaft). 8<sup>o</sup> (128 S.) Kiel 1957, Hirt. 8.— DM. — Die Grundwissenschaft untersucht nach dem Verf. die Tatsachen, die allen Wissenschaften zugrunde liegen. Diese Tatsachen sind die „unpsychologischen“ Tatsachen der Begriffsbildung. Jede Begriffsbildung hebt aus dem unerschöpflichen Gegenstand gewisse Züge heraus, die dem Menschen für seine Zwecke „wesentlich“ sind. Jede wissenschaftliche Begriffsbildung ist also eine freie Wesentlichkeitsbestimmung eines Zuges oder mehrerer Züge des Gegenstandes (48). Damit ist einerseits eine realistische Auffassung des Begriffs gegeben, da der Inhalt des Begriffs im Gegenstand wirklich enthalten ist; andererseits aber wird jede Erkennbarkeit des Wesens an sich geleugnet; „wesentlich“ ist etwas immer nur für jemanden“ (39). Damit ist zugleich gesagt, daß am Anfang jeder Wissenschaft ein menschliches Zweckwollen steht. Die Grundwissenschaft ist also Lehre vom richtigen Handeln des Menschen zu Zwecken; die Begriffsbildung ist die erste, grundlegende Art dieses Handelns. Entsprechend ist der Kern des Satzes vom Widerspruch das Verbot, „beim Handeln zu Zwecken irgendwie zweckwidrig zu handeln“ (18), insbesondere in seinen Aussagen sich zu widersprechen; der Satz müßte eigentlich „Satz vom verbotenen

Widerspruch“ heißen. — Im einzelnen enthält das Buch manche treffliche Bemerkung; aber zu einer wirklichen „Grundwissenschaft“ scheint es uns nicht vorzustoßen. Schon die immer wiederholte rein negative Bestimmung dieser Wissenschaft als einer „unpsychologischen“ Wissenschaft ist unbefriedigend; es müßte geklärt werden, was sie positiv ist. Es soll nicht geleugnet werden, daß das „Wesentliche“ oft nur das ist, was *uns* für einen bestimmten Zweck wesentlich ist. Aber der letzte Grund ist damit nicht erreicht. Jedes Zweckwollen setzt eine Wert-erfassung voraus, die Wert-erfassung ihrerseits eine Seinserkenntnis. Auch der Satz vom Widerspruch besagt nicht grundlegend eine Norm, ein Verbot, sich in seinen Aussagen zu widersprechen (oder gar: nicht zweckwidrig zu handeln). Die Frage ist unvermeidlich: *Warum* sollen wir den Widerspruch meiden?, und die Antwort kann nur lauten: weil sich einander widersprechende Aussagen nicht beide wahr sein können, und dies wiederum ist deshalb unmöglich, weil nicht dasselbe unter gleicher Rücksicht *sein* und nicht sein kann. So führt die Frage nach den letzten Gründen immer wieder zur Seinslehre. de Vries

I. M. Bocheński O.P., A. Church, N. Goodman, *The Problem of Universals*. A Symposium. 8<sup>o</sup> (VIII u. 54 S.) Notre Dame (Ind.) 1956, University of Notre Dame Press. 0.95 Doll. — Das Heft enthält die drei Vorträge, die beim „Aquinas-Symposium“ der Notre-Dame-Universität am 9. und 10. März 1956 gehalten wurden. Im 1. Vortrag arbeitet A. Church, der als Vertreter des „Platonismus“ gilt, den „abstrakten“ Begriff des Satzes, d. h. der Satzbedeutung, heraus; diese Bedeutung kann in vielen einzelnen Urteilsakten die gleiche bleiben; sie ist gemeint mit dem *λεξιόν* der Stoiker, mit dem „möglichen Satz“ des Leibniz. N. Goodman bekennt sich ausdrücklich zum „Nominalismus“. Das Wesentliche des Nominalismus sieht er darin, daß zwei verschiedene Seiende (entities) nicht aus gleichen Seienden zusammengesetzt sein können; zwei verschiedene Seiende können also nicht einen gemeinsamen gleichen Inhalt haben. Bocheński weist zunächst darauf hin, daß die Frage nach dem Allgemeinen auf verschiedenen Ebenen gestellt werden kann, vor allem auf der Ebene der Zeichen, der Denkinhalte und der Realität. Da die Nominalisten, mit denen er sich auseinandersetzt, Logistiker sind, zeigt er sodann, daß der allgemein anerkannte Logikkalkül im Bereich der Zeichen und der Denkinhalte Universalien enthält oder voraussetzt. Weil aber die allgemeinen Denkinhalte nicht willkürlich sind, wird auch in den realen Dingen selbst etwas Gemeinsames vorausgesetzt. Die Identität der Merkmale (properties) in den nicht-identischen Seienden kann freilich nicht eine numerische Identität sein — nur eine solche berücksichtigt der Nominalismus und lehnt sie mit Recht ab —, sondern ist eine spezifische Identität. Für ihre Darstellung fehlen noch die logistischen Hilfsmittel. — B. weist die amerikanischen Logistiker auf Lösungen hin, die in der Scholastik schon seit dem Mittelalter erarbeitet worden sind. Man hat in der Tat den Eindruck, als ob sich die Diskussion um das Universalienproblem bei manchen Logistikern noch in dem Stadium befände, wie es in der Frühscholastik durch die Namen Roscelin und Wilhelm von Champeaux bezeichnet wird. Gern würde man etwas darüber erfahren, wie die Aussprache nach den Vorträgen verlaufen ist; aber leider ist darüber nichts veröffentlicht. de Vries

Stegmüller, W., *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*. Eine Einführung in die Theorien von A. Tarski und R. Carnap. gr. 8<sup>o</sup> (X u. 328 S.) Wien 1957, Springer. 33.— DM. — S. versteht es ausgezeichnet, die Ergebnisse der Semantik auch dem in der Logistik nicht geschulten Leser in leichter und interessanter Weise darzubieten. Er bemüht sich auch, den Zusammenhang mit traditionellen philosophischen Problemen herzustellen. Der Verf. beherrscht die ganze Literatur auf dem Gebiet der Semantik vollkommen. Im 1. Teil werden die Prinzipien des Aufbaues semantischer Systeme dargelegt. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit der L-Semantik, in der das Gebiet des rein Formallogischen abgegrenzt wird. Es folgt eine ausführliche Beschreibung und Diskussion der von Carnap entwickelten Methode der Bedeutungsanalyse. Ein eigenes Kap. ist der

logischen Syntax und der Beziehung zwischen formalen logischen Kalkülen und semantischen Interpretationen dieser Kalküle gewidmet. In einem umfangreichen letzten Abschnitt werden die Anwendungen der Semantik in Logik, Metamathematik und Theorie des induktiven Schließens aufgezeigt. Ferner werden Einwände gegen die Semantik einer Kritik unterzogen und einige weitere Probleme erörtert, z. B. das Verhältnis der Alltagssprache zu den formalisierten Sprachen (im Anschluß an Wittgensteins Gedanken) und das Problem der analytischen und synthetischen Aussagen im Anschluß an die Kontroverse Quine — Carnap. — Der Wahrheitsbegriff der Semantik ist wohl kein erkenntnistheoretischer Begriff. Ein Zeichen dafür ist, daß er, wie es der Verf. (236) selbst hervorhebt, gegenüber dieser Problematik irrelevant ist. Man kann es dahingestellt sein lassen, ob es in der Intention der Gründer der Semantik lag, die erkenntnistheoretische Frage nach der Bedeutung der Kalküle zu stellen. Jedenfalls wollten sie vor allem den Begriff der formallogischen Wahrheit (der Richtigkeit des Schließens) klären; der philosophischen Frage sind sie dadurch ausgewichen, daß sie aus den außersyntaktischen („semantischen“) Voraussetzungen einen vorausgesetzten Kalkül gemacht haben. Diese Voraussetzungen sind gegenüber der operativen Begründung Lorenzens weniger allgemein. Die operative Begründung ist wohl der am meisten ernst zu nehmende Einwand gegen die Semantik. Diesen berücksichtigt der Verf. jedoch nicht. Wenn die Semantik den Ansatz Lorenzens mitmachen würde — es handelt sich dabei um eine rein einzelwissenschaftliche Frage wie bei der ganzen Logistik —, dann würde sie viel leichter ihre Probleme, z. B. das der logischen Implikation, klären. Sie würde nicht mehr viele umständliche Konventionen und Definitionen brauchen, wie die L-Semantik von Carnap. — Mit der Art, wie der Verf. die Ergebnisse der Semantik philosophisch auswertet, wird der scholastische Leser nicht überall einverstanden sein. Doch wird er das Buch deswegen nicht weniger schätzen.

Richter

Ladrière, J., Les limitations internes des formalismes. Étude sur la signification du théorème de Gödel et des théorèmes apparentés dans la théorie des fondements mathématiques (Collection de logique mathématique, B 2). gr. 8° (XIII u. 715 S.) Löwen 1957, Nauwelaerts. 650.— b Fr. — Der Verf. bietet eine umfassende Darstellung aller Ergebnisse, die mit dem Gödelschen Satz über die Existenz der unentscheidbaren Sätze in der Arithmetik im Zusammenhang stehen. Auch die Bibliographie (46 Seiten) dürfte bis März 1956 vollständig sein. Im 10. Kap. versucht L. die Ergebnisse philosophisch zu interpretieren. Es ist wohl der erste ausführliche Versuch von seiten der Scholastik (vgl. die Artikel des Verf.s in RevPhLouv 1949 und 1950). L.'s Gedanken über die Dualität des „Intuitiven“ und des „Formellen“ und ihre gegenseitige Irreduktibilität sind sehr anregend.

Richter

Martin, G., Klassische Ontologie der Zahl (Kant-Studien, Ergänzungsheft 70). gr. 8° (159 S.) Köln 1956, Universitäts-Verlag. 10.— DM. — Das Buch enthält den 1. Teil eines vom Verf. vorbereiteten Werkes über das Wesen der Zahl. Er ist der geschichtlichen Entwicklung dieses Problems von Pythagoras bis Husserl gewidmet. Einundzwanzig große Gestalten der Philosophie und Mathematik — jede in einem Kapitel — kommen zur Sprache. Die neueste geschichtliche Forschung, besonders im Hinblick auf die Periode des Altertums, wird gut ausgewertet. Die Probleme werden vom Verf. knapp, aber doch sehr übersichtlich und in genügendem Umfang, behandelt. Im Kap. über Husserl vermißt man den Verweis auf die „Formale und transzendente Logik“, die bes. in Kap. 2—4 eine wichtige Weiterführung seiner Gedanken enthält.

Richter

Boman, L., Criticism and Construction in the Philosophy of the American New Realism. gr. 8° (195 S.) Stockholm 1955, Almqvist & Wiksell. — Diese Dissertation von Uppsala gibt eine Darstellung und Interpretation des amerikanischen „Neu-Realismus“, der sich in dem 1912 erschienenen Sammelwerk „The New Realism“ zum ersten Mal als neue Richtung vorstellte. Von den sechs Auto-

ren dieses Werkes kommen vor allem R. B. Perry, E. B. Holt, W. P. Montague und E. G. Spaulding zu Wort. Die beiden ersten Kap. legen die Kritik dar, die der Neu-Realismus am Idealismus übt, die weiteren drei Kap. die Hauptpunkte des positiven Aufbaus des Systems. Die Kritik richtet sich zunächst gegen das „egocentric predicament“, nach dem die Erkenntnisbeziehung für ein Ding konstitutiv ist. Der Idealismus versuche diesen Satz durch die Annahme zu begründen, jede Beziehung sei eine „innere Beziehung“, d. h. eine Beziehung, die ihre Träger (terms) konstituiert oder wenigstens modifiziert. Spaulding zeigt, daß dieser Satz zu einem Widerspruch führt: Wenn jede Beziehung  $f$  ihren Träger  $a$  notwendig modifiziert, könnte diese Modifikation nicht so erkannt werden, wie sie ist; denn da die Erkenntnis selbst wieder eine Beziehung ist, würde sie ihren Gegenstand, d. h. hier die Modifikation des  $a$  durch  $f$ , wiederum modifizieren. Positiv wird darum von den Neu-Realisten betont, daß es „äußere Beziehungen“ gibt, bei denen der Inhalt (content) des  $a$  unabhängig von der Beziehung ist. Der positive Aufbau beruht hauptsächlich auf drei Grundlehren: einer besonderen Ontologie, dem erkenntnistheoretischen Monismus und der Auffassung der Bewußtheit (consciousness) als einer „äußeren“ Beziehung. Der erkenntnistheoretische Monismus besagt die Leugnung jedes vom Objekt selbst verschiedenen Erkenntnisinhalts, vor allem in der Wahrnehmung, aber allem Anschein nach auch im begrifflichen Denken. Daraus ergibt sich ein seltsamer Begriffsrealismus: Jedes Ding besteht aus einer Anzahl von universalen Merkmalen (properties) oder Seinsinhalten (entities), die einen „neutralen“, d. h. weder materiellen noch geistigen „Stoff“ ausmachen; was das Ding partikulär macht, ist seine Raum- und Zeitstelle. — Der Verf. geht mit großer Geduld den verschiedenen Deutungsmöglichkeiten der Thesen des Neu-Realismus nach und sucht sie, auch mit den Hilfsmitteln der Logistik, genau festzulegen. Die Kritik dagegen beschränkt sich fast ganz auf eine Berichterstattung über die Einwände anderer. Der Verf. meint, es sei nicht „fair“, mit den Hilfsmitteln, die wir heute haben, philosophische Lehren, die 50 Jahre zurückliegen, zu kritisieren (20). Diese Begründung ist wenig überzeugend. Um der Sache willen wäre es wünschenswert gewesen, die Fehler des Neu-Realismus aufzudecken, zumal diese auch heute noch keineswegs allgemein überwunden sind.

de Vries

Conrad-Martius, H., Das Sein. 8<sup>o</sup> (142 S.) München 1957, Kösel. 12.— DM. — In der Vorbemerkung teilt die Verfasserin mit, daß diesem Buch Studien aus den dreißiger Jahren zugrunde liegen; sie sind überarbeitet und z. T. neu geschrieben worden. Der 1. Teil („Analogien des Seins“) beschäftigt sich mit dem „kategorialen“ und dem „ideellen“ Sein. Welche Bedeutung dabei das Wort „kategorial“ besitzt, wird nirgendwo ausdrücklich gesagt; doch heißt es einmal, „in den kategorialen Rahmen der Sachverhaltsbefassung“ gehe die Beziehung auf irgendeine gegenständliche Sphäre ein, und so werde das „ist“ des Urteils „aufgefüllt“ (33) — „kategorial“ meint also das „Sein“ der Urteilskopula, das „Aussage“-sein. Die Rede ist jedenfalls vom „sachverhaltsimmanenten“ Sein, d. h. dem Sein, das die Urteilskopula „setzt“, und vom Verhältnis dieses Seins zu den übrigen Seinsmodi (31 f.), schließlich insbesondere vom „Sein des Gegenstandes“ (36 f.). Das „esse copulae“ wird im Anschluß an Pfänders Logik und Reinachs Untersuchungen ausführlich beschrieben; die am meisten interessierenden Bemerkungen dürften die zum Thema der impersonalen Urteile und der Existenzialurteile darstellen. Wichtig ist das Ergebnis, nicht etwa sei jede Aussage ein Existenzialurteil; das kopulative „Sein“ könne freilich auch den Sachverhalt der Existenz meinen, wie in das Urteils-Ist ja überhaupt verschiedene Seinsmodi einzugehen (35) und von ihm intendiert zu werden vermögen, worin die „analoge“ Bedeutung von Sein sich ausspreche. — Das „ideelle“ Sein (z. B. der Zahlen) ist mehr als bloßer Begriffsgegenstand (ens rationis); es ist ein Ansichsein. Es handelt sich schon bei ihm um „eine Art Seinstranszendenz in bezug auf das Denken“ (69), weil echte „Selberkeit“, subjekthaftes Trägersein von Wesensgehalt vorliegt (83). Ideell Seiende besitzen wegen dieser Art „selbsthaften“ Seins eine nahe Analogie zum realen Seienden (87), während auch die „reinen Wesenheiten“ (z. B. Farbe, Tier, Mensch) kein solches Selbstsein aufweisen, sondern nur essentielle „Sinnbestände“

sind (54 f. 88), die wir uns in den „Ideen“ vergegenständlichen (61). Realsein ist der Terminus, auf den hin anderes Sein analog ausgesagt wird. Diese These tritt immer wieder auf (36 42 71 83). Der 2. Teil des Buches („Realsein und seine beiden Grundmodi“) wendet sich dem Problem der Realität thematisch zu. Wie ist „Realentität“ näherhin zu fassen? Sie ist „Grund und Träger ihrer Washeit, sofern sie Grund und Träger ihrer Daßheit ist“ (95): damit soll nicht etwa Aseitität behauptet werden, sondern nur das ontologische Moment des Selber-Seins in seinem ursprünglichen Sinn; ihr „Da“ ist ihr „eigenes“ Moment (96). Solche und ähnliche Ausdrücke wollen dasjenige treffen, was letztlich mit Substantialität gemeint ist (97), mit dem An-und-für-sich-sein. Nun aber teilt sich Realität in zwei ontologisch völlig gegensätzliche Bereiche auf: Natur und Geist (98 ff.). In hochspekulativer Weise entfaltet C.-M., was materielle Natur und was geistiges Wesen ausmacht. Ihre eigenwillige, aus ihren gerade diesem Thema gewidmeten Arbeiten z. T. bereits bekannte Terminologie erschwert allerdings ein abkürzendes Referat. Entscheidend ist beim naturhaften Sein die „reale Selbsttranszendenz“, durch die Selbst-Er Streckung und damit Raumhaftigkeit sich konstituiert (105 f.); beim geistigen, personalen Sein ist es die „intentionale“ Selbsttranszendenz, wodurch die „Innerlichkeit“ des so in Welt ausgreifenden Seienden sich konstituiert, das eigentliche Bei-sich-selbst-sein (und -bleiben), so daß der Selbsttranszendenz eine eigentümliche „Retroszendenz“ zugeordnet ist (124 f. 132). — Die Analysen zeigen erneut, wie mühsam es ist, der Eigenart dessen gerecht zu werden, was man „ideales Ansichsein“ nennen kann; manche neuscholastische Ontologie kann aus ihnen lernen. Ferner werden sie die Frage beleben, wieweit eine spekulative Ontologie des materiellen Seins zu gehen vermag — „alle naturwissenschaftlichen Erkenntnisse vergessend“ (102 Anm. 1), welche Forderung im Munde einer so versierten Kennerin des naturwissenschaftlichen Materials wahrhaftig nicht eine ignorantia ignava begünstigen möchte. Das stärkste Interesse beansprucht jedoch der Versuch, das Wesen der „pneumatischen“ Substanz phänomenologisch-spekulativ aufzuhellen. Formeln, die dem existenzphilosophischen Denken entgegenkommen, werden nicht gescheut (z. B. 94 f.; 128 Anm. 10: in der „Existenz“ „besteht“ das Wesen der geistigen Substanz; 135: das „cogito“ ist Existenz-begründende Macht). Der thomistische Ausdruck „reditio completa in seipsum“ (die das „in se subsistere“ ausmacht, vgl. De ver. 2, 2 ad 2 und auch S. Theol. I 14, 2 ad 1), von der Verfasserin nicht ausgewertet, bietet sich übrigens ohne weiteres als hilfreicher Terminus an.

O g i e r m a n n

Hayen, A., S. J., La communication de l'être d'après Saint Thomas d'Aquin. I: La métaphysique d'un théologien (Museum Lésianum, Sect. philos., 40). gr. 8° (189 S.) Paris-Louvain 1957, Desclée de Brouwer. 120.— Fr. b. — Dieser erste des auf vier Bände berechneten Gesamtwerkes widmet sich, wie auch noch der zweite es tun wird, einer geistesgeschichtlichen Thomasinterpretation. Der Verf. möchte über seine Studien zur Intentionalität bei Thomas (vgl. Schol 31 [1956] 565 f.) hinausführen (9 21): bei Thomas handle es sich letztlich nicht so sehr um eine Metaphysik der Intentionalität als vielmehr der „communication de l'être“. Damit ist sogleich angedeutet, daß der Systemgedanke des hl. Thomas als streng theozentrisch zu kennzeichnen sei: es gehe um eine „Umkehrung“ der Fragestellung, insofern der Ausgang vom „agere“ (vom „intendere“ im weitesten Umfang) durch die Einsicht in den Primat des „actus essendi“ überholt und in die schöpferische Gegenwart des „esse ipsum“ in den Dingen (9), also zutiefst in den Primat Gottes und seiner Liebe und damit in die „communication de l'être“ verlegt wird (20 24). Die Formel „renversement des termes du problème“ im engeren Sinne übernimmt H. von Maréchal (20 39), sie durchstimmt das ganze Werk: sie besagt die geistige Erfahrung der „saisie de l'esprit et de toute réalité par l'absolu“ (21 23 130 etc.). — Überhaupt bekennt sich der Verf. zum Einfluß Maréchals und ebenso sehr Blondels (vgl. 7 20 51 53 Anm. 1: die Systeme des hl. Thomas und Blondels seien beide wahr, obwohl nicht aufeinander reduzierbar; 54: Thomismus und Blondelismus ergänzen sich gegenseitig; 134 Anm. 1: tiefste Übereinstimmung von Thomas und Blondel). — Die Aufgabe, die H. sich stellt, nämlich die ver-

borgene, leitende Intention des hl. Thomas als des Theologen, der er ist, auch und gerade in seiner *Philosophie* zu verstehen, führt dazu, seine Metaphysik im Lichte seiner Theologie zu betrachten (30 37 etc.), die Eigenart seiner Metaphysik (als einer Metaphysik des „Seinsaktes“ und dessen „Mitteilung“) aus seinen theologischen Intuitionen zu begreifen (36 63 etc.). Im wesentlichen scheint das darauf hinauszulaufen, daß Thomas als Formalobjekt seiner Theologie energisch den „Deus simpliciter“ faßt und nicht nur den „Deus quoad nos“, und ihm alles unterordnet (38 66 f. 85), seine Theologie also wirklich eine „theologale“ ist, welchen Terminus der Verf. liebt und eingehend entwickelt: „theologal“ ist die theologische Reflexion, insofern sie von Gott her denkt und somit ihn in sich selbst betrachtet und alles andere streng von ihm aus, und zwar bewußt unter dem Antrieb seiner Gnade, seines Heiligen Geistes (92 ff. etc.); daher habe auch alle theologische Reflexion ins Wollen und Tun einzumünden, um erst so „totale“ Reflexion zu werden, Umkehr des ganzen Menschen. Und weiter: Die theologische Intention, aus der die Metaphysik des hl. Thomas sich verstehen läßt, offenbare sich bes. in seiner Trinitätslehre (83 f.); erst Thomas führe die Wendung vom augustinischen Schlüsselbegriff des „bonum“ (Gott primär als „summum bonum“) und dem entsprechenden Hauptaxiom („bonum est diffusivum sui“) zur radikal *ontologischen* Konzeption durch und zugleich zur echt „intellektualen“ Einstellung in der Frage nach dem Hervorgang der 2. Person in Gott (135 f.): „esse“ und „intelligere“ werden in ihrer fundamentalen Bedeutung erkannt. — Die höchste Transzendenz und Immanenz Gottes hebt jedoch die relative Eigenständigkeit der Geschöpfe nicht auf, also auch der radikal theozentrische Ansatz der thomasischen Theologie und Metaphysik nicht die Selbstständigkeit der Philosophie (105 113); im Gegenteil, diese wird erst jetzt in ihrer Reinheit ermöglicht und durchgehalten. Gern bezieht sich der Verf. auf das Bild vom „Wasser“ der Philosophie, das durch die Aufnahme in den „Wein“ der Theologie (genauer: der Heiligen Schrift) selbst in Wein verwandelt werde (16 39 42 78 178). In welchem Sinne und wie das geschehen soll und kann, werden die folgenden Bände zu zeigen versuchen. Daß jenes Bild vom Wasser und Wein die Eigenständigkeit der Philosophie aber gerade zu kompromittieren scheint, empfindet H. nicht. Darüber hinaus hält er dafür, daß der Theologe die Philosophie nicht nur wie eine Magd behandeln dürfe, sondern im Zuge seiner Wissenschaft dahin geführt werde, „à faire de la métaphysique pour elle-même et en fonction de ses exigences spécifiques“ (63, vgl. 178). — Es kann hier davon abgesehen werden, wie der Dogmengeschichtler sich zu H.s Ausführungen zu Thomas' Trinitätslehre stellen wird. Es sei nur die Frage erlaubt, ob die Abhängigkeit der thomasischen Metaphysik von primär theologischen Intentionen und Intuitionen ganz so evident gemacht werden könne, wie es dem Verf. scheint. Sollte nicht eine Wechselwirkung wahrscheinlicher sein? Es wird zugegeben, daß der Rückgriff des hl. Thomas auf Avicenna wesentlich ein philosophischer Fortschritt sei (81 87 f.); sollte die geniale Einsicht in den Primat des „actus essendi“ nicht ebenfalls eine ursprünglich philosophische sein? Wir erwarten mit Spannung den 2. Band des Werkes, der hier endgültige Klarheit schaffen wird und auf den H. sehr oft vorgreift — so oft, daß manche seiner Thesen vorerst nur wie Behauptungen wirken. Die beiden letzten Bände, in denen er die Intention des hl. Thomas „auf eigene Verantwortung“ weiterführen will (vgl. bes. 9 43 50 181), sind nach Meinung des Verf. allerdings nicht so wichtig wie die beiden ersten (10). Nicht alle werden diese zurückhaltende Selbsteinschätzung unwiderrprochen hinnehmen.

O g i e r m a n n

de Vries, J., S.J., Die Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus. 80 (188 S.) München-Salzburg-Köln 1958, Pustet. 11.20 DM. — Mit vorliegender Schrift erscheint in der neuen Sammlung „Wissenschaft und Gegenwart“ die erste systematische Studie aus dem Fragegebiet des dialektischen Materialismus. Da dieser selbst auf die Erkenntnistheorie einen fast übermäßigen Wert legt, sie jedenfalls, im Gegensatz zu mehr modischen Anschauungen mancher heutiger Philosophen, als grundlegend betrachtet, kommt der Auseinandersetzung mit ihr im Rahmen einer fachphilosophischen Kritik des „Diamat“ entscheidende Bedeutung zu.

Das Buch ist denkbar einfach und klar aufgebaut. Der 1. Teil bemüht sich um eine sorgfältige Darstellung der modernen materialistischen Erkenntnistheorie, der 2. führt ihre Beurteilung in zwei Etappen durch: zunächst im Lichte der formalen Logik, dann in positiver Analyse der tatsächlichen Leistung menschlicher Erkenntnis und ihrer ontologischen Implikationen. Zunächst also der systematische Aufbau. Er geht von der Gleichsetzung von Materialismus und Idealismus aus, wobei schon einige Thesen von *J. Hommes* (Der technische Eros, 1955), der den materialistischen Realismus allzu eigenwillig interpretiert, berichtigt werden. Darauf wird die Auffassung vom Wesen der sinnlichen Erkenntnis dargelegt, die im Diamat auf dem Grunde jeder Realerkenntnis ruht, da Realität immer sinnlich gegeben sei, und anschließend die wichtige Frage nach der „Praxis“ als Wahrheitskriterium (dies schon hier, vor dem nächsten Kapitel, weil es sich fundamental um „Wahrheit“ der sinnlichen Erkenntnis handelt). Es folgt die materialistische Theorie der begrifflichen Erkenntnis als einer, in Abhängigkeit von der Sinneserkenntnis, approximativen „Widerspiegelung“ der Wirklichkeit, mit ihrer typisch empiristischen Deutung der Abstraktion bei allem Festhalten am qualitativen Unterschied von Sinnlichkeit und Verstand. Auch die letzten allgemeinen Sätze, die „Axiome“, zeigen sich in ihrer angeblichen Herkunft aus der sinnlichen Erfahrung. Was der Diamat unter relativer und absoluter Wahrheit versteht, leitet über zur Diskussion des Relativismus der „Ideologien“ und des Anspruchs auf absolute Geltung des dialektischen Materialismus selbst. Ideologie (als „Überbau“ auf der ökonomischen Struktur der Gesellschaft als der „Basis“) sei letztlich klassen- und parteigebunden. Diejenige des Proletariats bedeute aber zugleich höchste „Objektivität“, insofern allein das Klasseninteresse des Proletariats mit dem objektiven Gang der geschichtlichen Entwicklung nicht im Widerspruch stehe, ja mit seinem Kampf für die klassenlose Gesellschaft das Endstadium der Menschheitsgeschichte und zugleich die endgültige Offenbarkeit der Wahrheit einleite. — Schon in diesem 1. Teil laufen immer wieder kritische Bemerkungen mit, der 2. führt sie systematisch weiter. Um auch hier die Hauptergebnisse zu referieren: Das 1. Kap. übt unter Voraussetzung der Gültigkeit der formalen Logik, wie sie auch der heutige dialektische Materialismus anerkennt, eine „rein formale Kritik“, indem mangelnde innere Folgerichtigkeit des Systems aufgezeigt wird; das System als ganzes kann also nicht wahr sein. Worin liegen nun die formallogischen Widersprüche? In den mannigfachen Begriffsverwechslungen, die die Identifizierung von Materialismus und Realismus impliziert, in der *petitio principii*, die sowohl in der These von der Praxis als letztem und absolutem Kriterium der Wahrheit (daß dieses Kriterium eine relative und begrenzte Bedeutung hat, wird zugegeben) wie auch in der Theorie der Axiome steckt (diese seien durch Induktion gewonnen, während Induktion doch ihrerseits das Axiom vom zureichenden Grund voraussetzt), schließlich in den Folgewidrigkeiten betr. der Lehre von den Ideologien (Metaphysik wird verworfen mit Hilfe von Sätzen, die selber als [wenn auch „negative“] Metaphysik gelten müssen: apriorische Verneinung der Wirklichkeit und Möglichkeit überweltlicher Existenz). Diese formallogische Analyse wird im 2. Kap. durch inhaltliche Kritik ergänzt. Der Sinn und die Geltung apriorischer Verstandeseinsicht wird verdeutlicht, zumal am Beispiel des Kausalprinzips. Hier entwickelt der Verf. übrigens als erst eigentlich philosophischen Aufweis der Geltung dieses Prinzips einen Gedankengang (133, vgl. dazu seine *Critica* [1954] n. 98, 1 b), der vielleicht zu ergänzen ist; ohne ihn näher zu kennzeichnen, soll doch gefragt sein, ob dabei die Notwendigkeit eines („dynamischen“) Seinsgrundes nicht bereits vorausgesetzt wird: Ein unverursachtes Seiendes hat seine Existenz ja nur dann notwendig kraft seines Wesens, wenn sie überhaupt eines Grundes bedarf. Es geht dabei selbstverständlich nur um letzte Feinheiten der Analyse. Die folgenden Abschnitte (Seele — Geist — Gott) erarbeiten erkenntnisonologische Einsichten (Eigenständigkeit des Seelischen und erst recht des Geistigen dem Materiellen gegenüber, Möglichkeit von Gottesbeweisen: Gott als einzig zureichende Ursache der höheren Seinsstufen im Kosmos und bes. als letzter Sinngrund der Teleologie der Sinnesorgane und des Nervensystems, die ja ontologische Möglichkeitsbedingungen menschlicher Erkenntnis sind). — Wir haben es hier mit einer (erstmaligen) Monographie über das Thema zu tun, die in

ihrer vorbildlichen Klarheit und kühlen Sachlichkeit jedem an der objektiven Wahrheit Interessierten um jener willen, die sich mit dem dialektischen Materialismus auseinandersetzen müssen, beste Dienste leisten wird. Sie klammert zwar viel von dem, was die Frage der materialistischen „Dialektik“ betrifft und eigentlich in den Problembereich „dialektischer“ Erkenntnistheorie hineingehört, bewußt aus; der Verf. kann so vorangehen, weil sein Buch in einer Reihe von noch im Druck oder in Vorbereitung befindlichen Monographien steht, die sich gegenseitig ergänzen sollen.

O g i e r m a n n

Looff, H., Der Symbolbegriff in der neueren Religionsphilosophie und Theologie (Erg.-Hefte der Kantstudien, 69), gr. 8° (208 S.) Köln 1955, Universitäts-Verl. 14.— DM. — L.s Untersuchung betrifft den Symbolbegriff vor allem in der protestantischen Religionsphilosophie und Theologie; von katholischen Religionsphilosophen kommt nur R. Guardini zur Sprache. Das einleitende Kap. ergibt eine terminologische Analyse des Symbolbegriffs. Das Symbol ist etwas Anschauliches, das auf ein ihm transzendentes Geistiges hinweist (14). Von der Allegorie unterscheidet es sich dadurch, daß die Allegorie mehr künstliches Verstandesprodukt ist (15). „Zeichen“ ist der übergeordnete Begriff; das Symbol ist mehr als bloßes Zeichen. Freilich können willkürlich gewählte Zeichen, z. B. die nationalen Fahnen, durch die geschichtliche Entwicklung zu Symbolen werden (19); es ist also nicht unbedingt wesentlich, daß das Symbol schon durch seine Gestalt naturhaftes Zeichen ist. Es scheint nicht angebracht, den Symbolbegriff allein auf symbolische Handlungen einzuschränken (29). Das Symbol kann das Gemeinte nicht adäquat ausdrücken; sonst wäre es einfach Anschauung (18). Nach dieser vorläufigen Umgrenzung des Symbolbegriffs bespricht der Verf. die Symbolauffassungen einer ganzen Reihe von Denkern, beginnend mit Goethe; es folgen dann E. Cassirer, F. Weinhandl, P. Tillich, K. Leese, Fr. Medicus, das Berneuchener Schrifttum, P. Plachte, Fr. Brunstäd und H. Schreiner, K. Jaspers, R. Guardini, L. Ziegler. Diese übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Symbolauffassungen ist überaus dankenswert. L. selbst teilt in der Schlußbetrachtung zu diesem Teil das dargestellte Symboldenken in drei Hauptstufen ein. Auf der ersten Stufe weist das Symbol nur auf die Zuständigkeit des Subjektes selbst zurück, der transzendente Gehalt bleibt dem Denken grundsätzlich unerreichbar; so bei Weinhandl und Plachte. Die zweite Stufe, der L. die Berneuchener, Guardini und Ziegler zuordnet, „schreitet zu Fixierungen der Symbolwelten fort“ (147); es wird nicht ganz klar, ob damit nur eine Festlegung auf bestimmte Symbole oder auch die Festlegung ihres Sinnes gemeint sein soll; es fehle jedenfalls das dialektische Element. Die dritte Stufe ist durch eine ausgesprochene Dialektik gekennzeichnet, die das Symbol selbst in ihren Prozeß hineinzieht; zu dieser Stufe werden Tillich und Jaspers gerechnet. Völlig klar wird dieses dreistufige Schema nicht. Im folgenden systematischen Teil tritt mehr eine andere Unterscheidung hervor, die zwischen einer Symboltheologie, für die das Symbol der einzige Zugang zum Göttlichen ist, in der also auch Begriffe wie Liebe Gottes oder Wille Gottes Symbole sind, ja selbst die Person Christi nur Symbol ist, wie bei Tillich, und einer Auffassung, für die das Symbol nur eine dienende Stellung hat und durch das gegenständliche Denken auf seinen Wahrheitsgehalt geprüft wird (149 164 166 182 f.). Die erstere Auffassung wird von K. Barth scharf abgelehnt; nur von ihr gilt wohl auch das Urteil des Verf.s, der Symbolbegriff sei Ausdruck der modernen undogmatischen Religiosität (149) und man müsse bezweifeln, ob das Symboldenken den Nihilismus überwinden könne (150). Das Bedauern des Verf.s darüber, daß der Protestantismus den Sinn für das Symbolische verloren habe (169—171), kann sich nicht wohl auf das gleiche Symboldenken beziehen. — Zu einer letzten Klarheit über Bedeutung und Grenzen der symbolischen Erkenntnis scheint uns der Verf. nicht gekommen zu sein. Der Auffassung W. M. Urbans, die Unterscheidung von symbolischem und analogischem Denken sei nur ein Streit um Worte, will er zwar nicht einfach zustimmen (177), aber die Notwendigkeit, die symbolische Erkenntnis durch die analoge zu ergänzen (wenn man nicht dem Agnostizismus verfallen will), sieht er anscheinend auch nicht. Natürlich beruht auch das Symbol auf einer Analogie,

nämlich der sogenannten „*analogia proportionalitatis impropriae*“, aber diese unterscheidet sich wesentlich von der „*analogia propria*“, die dem analogen Denken zugrunde liegt. Aber gerade weil dieses Denken ein nur analoges ist, macht es das Symbol nicht einfachhin „entbehrlich“ (185); sondern dieses behält eine Aufgabe, die das abstrakte Denken allein nicht erfüllen kann. de Vries

Vereno, M., Vom Mythos zum Christos. Versuch einer Analyse der Wirklichkeit in der Geschichte (Wort und Antwort, 20). kl. 8° (528 S.) Salzburg 1958, O. Müller. 19.50 DM. — Der Titel dieses Buches lockt — er verlockte auch den Rez., danach zu greifen. Auch die nähere Zielsetzung ist verheißungsvoll: gläubig-kritisch die Voraussetzungen mitzuerarbeiten, unter denen der heutige Mensch die christliche Offenbarung ergreifen und vollziehen kann. Das wird versucht in den verschiedenen Problemkreisen des Mythos, der „Theorie“, der — von der „Theorie“ wohl schwer zu scheidenden — Philosophie und der Offenbarung. Das Kap. über den Mythos bietet interessantes Material, auch anregende Deutungen z. B. des Menschenopfers (61—64) oder des Gottesopfers im Manichäismus (70—82). Die folgenden rund 50 Seiten erklären sehr ausführlich zwei graphische Schemata des Verf.s. Kosmisch-mythische polare Strukturen (Erhaltung und Läuterung, Zerstückelung und Ganzwerdung) werden umkreist als Projektionen „metakosmischer“ Offenbarungswirklichkeit (Schöpfung und Erlösung, Opfer und Auferstehung). Im 2. Kap. führen konstruiert scheinende Ausführungen über die indische Götterdreiheit Brahma-Siva-Wischnu zu eigenständigen guten Erwägungen über das Wesen der Geschichte (202—216 bes. 206 [„Wesentlich ist die Zeit nur als Geschichte.“] 208 212 f.). Kritisches Zusehen entdeckt auf engem Raum Aufstellungen, mit denen es nicht recht einig sein kann: die Subjekt-Objekt-Beziehung beschränke sich auf empirische Teilerkenntnisse (261); in der Ontologie fallen Formal- und Materialobjekt zusammen (267 f.); die Ontologie „gehört . . . wesentlich den Partikulärwissenschaften zu“, obwohl sie einige Zeilen weiter „nicht eigentlich eine Partikulärwissenschaft“ ist (269); objektive Unterscheidung von Seinstufen, überhaupt objektive Seinserkenntnis sei aufzugeben zugunsten des „vierpoligen, in der Kreuzstruktur georteten Denkens“ des Verf.s (269 f.); „alles Sein, insofern es ein Seiendes ist, ist gut — omne esse bonum est“ (272 f.). Das Kap. über die Offenbarung fragt danach, „wie es möglich sei, daß das, was uns als schlechterdings alle menschliche Vernunft Übersteigendes von oben her offenbart wurde, wirklich in unserer eigenen Tiefe nachgedacht, gewußt und gefunden werden könne“ (360). Auch abgesehen davon, daß sich daneben allenthalben wertvolle und geistreiche Beobachtungen und Bemerkungen finden: entscheidend sind nicht derlei einzelne Ausstellungen, sondern die Frage, wieweit der Verf. seine ganz vorzügliche Sache einer religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Propädeutik des christlichen Glaubens im ganzen gefördert habe. Hier nun möchte man wünschen, daß methodische Forschung, getragen von der gewiß fruchtbaren und sehr begrüßenswerten Intention V.s, dem angestrebten Ziele nach und nach glückliche Wirklichkeit und Wirksamkeit verleihe. Vermutlich wird hierbei mehr zu erreichen sein durch phänomenologische Aufweise geistiger Wirklichkeit als durch mathematische Analogien.

Kern

## 2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Aristoteles, Physikalische Vorlesung (Die Lehrschriften, hrsg., übertr. und in ihrer Entstehung erläutert von P. Goblke, IV 1). 8° (352 S.) Paderborn 1956, Schöningh. 13.20 DM. — Ders., Kleine Schriften zur Physik und Metaphysik (Die Lehrschriften . . . , IV 5). 8° (147 S.) ebd. 1957. 6.40 DM. Ders., Die Verfassung der Athener (Die Lehrschriften . . . , VII 5). 8° (109 S.) ebd. 1958. 4.80 DM. — Die Einleitung zur *Physik*-Übersetzung (5—28) versucht zunächst die frühe Abfassung des 1. Buches zu begründen, die „für die Erforschung der Entwicklung des A. eine fundamentale Tatsache“ sei (7). Das 2. Buch gehöre einer mittleren Schaffenszeit an. (Aber wie verträgt sich der Eindruck, daß nicht „ein älteres Manuskript in ver-

änderter Form eingebaut“, sondern nur „eine ältere Schrift bei der Abfassung als Vorlage benutzt worden ist“ [7 f.], mit der vermuteten Übernahme von Stücken der Kap. 1—3 [9] und der ganzen Kapitel 4—9 [10] aus einer älteren Vorlage?) Das 3. und 4. Buch, die ältere Vorlagen benutzen, sind eine einheitliche Abhandlung über Grundbegriffe, später abgefaßt als die ihrerseits zusammengehörigen Bücher 5 und 6 (10), bzw. 5—7 (14). Da die beiden Fassungen von Buch 7 gerade die Lehrunterschiede des älteren und jüngeren A. widerspiegeln, seien sie beide echt. (Ein Stück der Begründung hierfür, die zum Gebrauch des Wissens [!] zurückkehrende *δύναμις* betreffend [19], erweist sich auf den ersten Blick als unstimmig.) Da das 7. Buch mit der Lehre vom unbewegten Bewegter, „die erst sehr spät in die Philosophie des A. Eingang findet“ (20), nicht vereinbar war, habe A. schließlich auch die 2. Fassung — nach anfänglichen Streichungen, die sie damit verträglich machen sollten — aus seiner Physikvorlesung fortgelassen. A. selbst habe die älteren Bücher 1 und 5—7 mit 2—4 zu einer Vorlesung vereinigt und als Abschluß unter Benutzung älterer Ausführungen das 8. Buch geschrieben, das am meisten Ähnlichkeit mit Buch 3 und 4 habe. Auch mit ihren älteren Fassungen falle die Physik in die Zeit nach 337, betont G. gegenüber den „ganz anderen Ergebnissen“ (27) von Ross, dessen griechische Ausgabe der Physik von 1936 (nicht: 1934) G. zu seiner Übersetzung nicht vorlag — auch nicht, wie es scheint, die englische Oxforder Übertragung von 1930 (1947). 205 Anmerkungen sollen vor allem G.s Auffassung der Entstehungsgeschichte stützen. — Auch abgesehen von der schon früher (Schol 27 [1952] 127; 30 [1955] 132 455) beanstandeten Wiedergabe *ζῶον* = „Geschöpf“, und — unterschiedslos — *οὐσία* = „Wesen“, *ἀρχή* = „Grundlage“, enthält die daraufhin untersuchte Übersetzung des 1. Buches nicht geringfügige Mängel: A. bricht die eleatische Alternative, daß weder aus Seiendem noch aus Nichtseiendem etwas werden könne, dadurch auf, daß er Seiendes als *κατὰ ἀσυμβεβηκός* nichtseiend erkennt, nämlich gemäß der an ihm sich einstellenden Privation: G. übersetzt z. B. 192 a 4 f., der Stoff habe das Nichtsein (statt: sei Nichtseiendes) *κ. σ.* = „nur als Eigenschaft“. Das läßt sich richtig verstehen — aber nur mit großer Schwierigkeit. 191 b 15 f. jedoch wird übersetzt: „Aus dem Nichtvorhandensein . . . wird etwas, ohne schon vorher darin zu stecken“; statt: „Aus der Privation . . . wird etwas, ohne daß diese darin (konstituierend) vorhanden ist“. Übrigens gibt auch die Übersetzung „Gestaltlosigkeit“ nicht jenen (Form-)Mangel wieder, den *στέρησις* besagt. Ähnlich unzulänglich übersetzt sind 192 a 23 f. (24 f. wäre wohl besser nicht auszulassen) und der ganze Beweis für Nichtgewordensein und Unvergänglichkeit der Materie 192 a 29—34. Vor allem ist die Wiedergabe von *δύναμις* 192 a 2 und 27 mit „Wirksamkeit“ (und die Einfügung von „Wirken“ 10 f.) sachlich nicht zu vertreten: Wirksamkeit kommt der Materie — und auch der Privation — nicht zu, wohl aber Potenzialität, obwohl G. sagt: „Daß man dieses Wort im Sinne der Potenzlehre verstanden hat, beweist, daß man den Charakter des ersten Buches völlig verkannt hat“ (6). Tatsächlich dürfte hiermit der Hauptgrund G.s für die sehr frühe Entstehung des Buches hinfällig sein. Auch ein anderer Grund hierfür, daß nämlich nur eine Frühschrift „das Wesen ähnlich auf das Gegebene [= *ὑποκείμενον*] einschränken“ (6 f.) könne, ist nicht stichhaltig, denn 192 a 6 sagt — nach G. — nur: „der Stoff kommt schon nahe daran, selber Wesen zu sein“, und ebd. 13 wird er mütterliche „Mitursache mit der Form“ genannt (die Übersetzung von 13 f. verdunkelt den Begründungszusammenhang, in dem dieser und der folgende Satz stehen); man vgl. auch z. B. 191 a 8—12. Die gemachten Ausstellungen können und wollen auf diesem kurzen Raum die entwicklungsgeschichtlichen Theorien G.s weder allgemein noch auch nur im Fall des 1. Physikbuches widerlegen. Das aber meint der Rez. mit Bedauern sagen zu müssen, daß das großangelegte und an sich sehr begrüßenswerte Übersetzungswerk größere Umsicht und tiefere Einsicht walten lassen muß, soll es den von ihm zu erwartenden Nutzen bringen. — Die Annahme der Echtheit sowie der Entstehungszeiten der kleinen physikalischen Schriften (Mechanik-Probleme nach der gesamten „Physik“; die Schriften über unteilbare Linien, über Töne, über Farben in der Akademiezeit) und der Schrift über Melissos, Xenophanes, Gorgias beruht hauptsächlich auf G.s methodischem Prinzip uneingeschränkter Glaubwürdigkeit der Tradition. Der Historiker der

Naturwissenschaft wird dankbar sein für die von G. dem Text beigefügten 21 graphischen Rekonstruktionen. — Die aus einer Sammlung von 158 Verfassungen einzig — neben Fragmenten (Proben: 101—106) — erhaltene „Verfassung der Athener“ datiert G. mit guten Gründen auf die letzten Lebensjahre des A. (8—11); an einer Textstelle rekonstruiert er scharfsinnig die wohl echte Lesart (13 f.).

Kern

Die Schule des Aristoteles. Texte und Kommentar. Herausg. von F. Webrli. gr. 8°. Basel, Schwabe. I: Dikaiarchos (80 S.) 1944; II: Aristoxenos (88 S.) 1945; III: Klearchos (86 S.) 1948; IV: Demetrios von Phaleron (92 S.) 1949; V: Straton von Lampsakos (83 S.) 1950; VI: Lykon und Ariston von Keos (67 S.) 1952; VII: Herakleides Pontikos (124 S.) 1953; VIII: Eudemos von Rhodos (123 S.) 1955; IX: Phainias von Eresos, Chamaileon, Praxiphanes (115 S.) 1957. I—VI je 11.—, VII 14.—, VIII und IX je 16.— Fr. — Die Schol mußte ihr Erscheinen in dem Jahre einstellen, in dem das 1. Heft der Fragmente der „kleinen“ Peripatetiker (wie man wohl sagen darf) veröffentlicht wurde. Obwohl die Sammlung noch nicht ganz abgeschlossen ist, darf ihre Ankündigung hier nicht länger auf sich warten lassen. Der Herausgeber, Professor der klassischen Philologie an der Universität Zürich, legt vor, was sich aus dem Peripatos des 4., 3. und 2. Jahrh. v. Chr. erhalten hat; Aristoteles selber und Theophrast bleiben ausgeschlossen. Die Hefte sind selbständige Einzellieferungen, mit Ausnahme von Heft 6 und 9 je einem Schulmitglied gewidmet. Der Textteil bietet, durchlaufend numeriert und mit kritischem Apparat, jeweils zuerst die uns überkommenen Mitteilungen über Leben und Wirken, dann unter dem Titel der Werke, denen sie zugeschrieben werden können, die Lehrfragmente, wobei, von Ausnahmen abgesehen, nur das aufgenommen wurde, was durch Zitat gesichert ist. W. weiß: „Die Anordnung des Stoffes, vor allem die Zuweisung zu den einzelnen Schriften, kann naturgemäß auf Gewähr größtenteils keinen Anspruch erheben“ (I Vorwort). Wegen der Unmöglichkeit einer Grenzziehung verzichtet er auf eine Kategorie von Texten ungewisser Herkunft, wohl mit Recht — nur muß man sich eben den zitierten Satz stets gegenwärtig halten! Der Kommentar, der die Literatur bis zum Anfang des 19. Jahrh., also bis in die Frühzeit der einschlägigen Forschung, verzeichnet, ist meist von etwas größerem Umfang als der Textteil. Er erläutert und analysiert Stück um Stück die bislang insgesamt 1244 Fragmente, getragen von umfassender Sachkenntnis, auch die schlichteste Aufstellung aus Primär- und Sekundärschriftum genau belegend: ein Muster sorgfältigster Gelehrsamkeit, die eine Riesearbeit absolviert. Anstoß zur ganzen Ausgabe war die Frage nach dem Weiterwirken von Aristoteles' Denken in der eigenen Schule. Es stehe fest, daß seine Forschung auf Einzelgebieten Nachfolger fand; im allgemeinen aber seien die Dialoge der Frühzeit maßgebend geworden, die Wege, die der Meister in seinen reifen Jahren beschritten, habe man verlassen. In der Tat beziehen sich die Fragmente in ihrer Mehrheit auf biographische und literaturkundliche, historische, politische und ethische Gegenstände; Straton von Lampsakos und Eudemos sind vorwiegend Naturwissenschaftler, Aristoxenos Musiktheoretiker. Typisch scheint, was W. über die Seelenlehre des Dikaiarchos sagt (I 46): sie setzte sich wohl nicht ernsthaft mit dem Entelechiebegriff auseinander, sondern kehrte zu den primitiveren, von Aristoteles selbst bekämpften Anschauungen zurück. Zwar scheint nicht nur den Schriften des Phainias, wo W. das eigens anmerkt (IX 69), „ein eigentlich philosophischer Gehalt gefehlt zu haben“, aber unser Urteil will der geschichtlichen Darstellung des Peripatos bis zum 1. Jahrh. nicht vorgreifen., die der Herausgeber — neben den Fragmenten des Hieronymos von Rhodos und des Kritolaos sowie ausführlichen Indices — für das Schlußheft angekündigt hat. Von dieser Darstellung ist wohl auch neuer Aufschluß zu erhoffen für die Geschichte des Corpus Aristotelicum, besonders für die Frage, ob der „Abfall“ der Schule von der großen Philosophie des Meisters nicht doch, wenigstens teilweise, erklärt werden muß durch jenen Bericht von einem zweihundertjährigen Verschollensein der aristotelischen Lehrschriften, den man heute meist abwertet, etwa als buchhändlerische Reklame. Das aber läßt sich wohl sagen: Sowenig sich natürlich diese Peripatetiker an philosophischem Rang messen kön-

nen mit den Vorsokratikern oder auch nur mit den zeitgenössischen Stoikern und Epikureern, die Sammlung ihrer Fragmente wird kaum weniger mühsam und, unter diesem Gesichtspunkt, nicht weniger verdientlich gewesen sein als die Arbeit, die Diels, v. Arnim, Usener leisteten. Neben diesen reinen Textausgaben wird das Text- und Kommentarwerk W.s seinen Platz in der Bibliothek der Altertumskunde, der Kultur- und Philosophiegeschichte einnehmen. Auch dem Verlag gebührt Dank für die vorzügliche Gestaltung der Hefte und ihren relativ niedrigen Preis.

Kern

Beierwaltes, W., *Lux intelligibilis. Untersuchung zur Lichtmetaphysik der Griechen*. 8° (IV u. 110 S.) München 1957. — Die Dissertation behandelt die Eigenart der griechischen Welterfahrung unter dem Gesichtspunkt der Lichtsymbolik und der Lichtmetaphysik. Im 1. Teil (9—29) wird das Licht als Symbol des Geistigen und Göttlichen mit vielen Beweisstellen, aus Homer und den Tragikern vor allem, aufgezeigt. Auch die Lichtsymbolik der griechischen Mysterien und ihre Bedeutung kommt zur Sprache. Der 2. Teil (30—97) ist der Lichtmetaphysik der griechischen Philosophen gewidmet. Für den Griechen gipfelt die geistige Erkenntnis und die Erfüllung des menschlichen Daseins überhaupt in der Schau der Idee. Dies wird von Pythagoras an, über Parmenides, vor allem an Platon gezeigt: Sonnen-, Linien-, Höhlengleichnis in der *Politeia* (507 ff.). Die Weiterentwicklung bei Aristoteles zur *Entelechie*, bei Plotin zum Einen als Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen, sowie zu den religiös-mystischen Lichtspekulationen der Spätantike wird an treffenden Beispielen kurz erläutert. Ziel der menschlichen Erkenntnis ist letztlich Schau der Idee des Guten, d. h. des göttlichen Wesens, das Platon „das Leuchtendste alles Seienden“ nennt (*τοῦ ὄντος τὸ φανότατον*, Pol. 518 c, 9). Im Anhang werden die griechischen Lichtepitheta aufgeführt und die neuplatonische und christliche Sicht des Themas kurz skizziert: Erkenntnis ist Erleuchtung. Eine wertvolle Zusammenstellung von Kirchenvätertexten zur Taufe als *φωτισμός*, Erleuchtung (durch Glaubenserkenntnis), sowie ein zusammenfassender Beitrag über *δόξα* als Lichtglanz Gottes, vorab in der Sprache des Alten und Neuen Testaments, beschließen die „der Erhellung des Daseins“ durch die Griechen gewidmete Arbeit, die unter der bewährten Ägide von Prof. R. Pfeiffer in München entstanden ist.

Heitlinger

Sciaccia, M. F., *Saint Augustin et le néoplatonisme. La possibilité d'une philosophie chrétienne* (Chaire Cardinal Mercier 1954, 1). 8° (69 S.) Louvain 1956, Publications Universitaires. — Das kleine Bändchen, das wir hier mit großer Verspätung besprechen, enthält die Vorträge, die S. (der sich durch sein Buch: *S. Agostino, la vita e l'opera, l'itinerario della mente*, Brescia 1948, als Augustinusforscher von großer philologisch-historischer Kompetenz und zugleich von großer philosophischer Kongenialität und Einfühlung erwiesen hat) im Augustinusjahr 1954 als Gast des philosophischen Instituts der Universität Löwen gehalten hat. Vom Historischen ausgehend (von der Frage der angeblichen „doppelten Bekehrung“ des hl. Augustinus, nämlich zunächst zum philosophischen, neuplatonischen Monotheismus, dann zum geoffenbarten, positiven Christentum, die er dann erst retrospektiv „in eins gesehen“ haben soll) behandelt S. die wesentliche Umgestaltung, die die platonischen und neuplatonischen Gedanken bei Augustinus erfahren haben, was insbesondere an der augustianischen Lehre vom Menschen als Leib-Geist-Einheit nachgewiesen wird; der Berührungspunkt des augustianischen Denkens mit Pascals Gedanken: „Kein Mensch kann begreifen, wie ein Geist mit einem Körper vereint werden kann; und doch ist der Mensch die Verbindung“, leitet dann über zur „Dialektik des menschlichen Seins“, wie sie Augustinus gesehen hat: zu der Einsicht, daß menschliches Dasein ohne das Bewußtsein der Offenheit für das Angewiesenen- und Hingeordnetsein auf das Unendliche und Ewige überhaupt unbegreiflich bleiben muß, ebenso wie ohne das Wissen um den inneren Bruch, den die Offenbarung Erbsünde nennt; und die Vortragsreihe endet mit einer Betrachtung über das Problem der „christlichen Philosophie“, in der S. sich energisch gegen den Versuch ausspricht, Glaubenswissen und philosophisches Denken voneinander rein-

lich zu trennen, und sich für ein „integrales Philosophieren“ einsetzt, dessen Wiedererweckung er für die Hauptaufgabe des wiedererstarkenden Augustinismus betrachtet.

v. I v á n k a

Aurelius Augustinus, Die Geduld. Übertr. und erläutert von J. Martin. 8° (67 S.) Würzburg 1956, Augustinus-Verlag. 5.20 DM. — Ders., Der Nutzen des Fastens. Übertr. und erläutert von R. Arbesmann O.E.S.A. 8° (XXVIII und 45 S.) ebd. 1958. 2.70 DM. — In der von A. Kunzelmann O.E.S.A. und A. Zunkeller O.E.S.A. unter dem Titel „Sankt Augustinus — der Seelsorger“ herausgegebenen Reihe der moraltheologischen Schriften des Heiligen liegen diese beiden neuen Bändchen vor. Die ausführlichen Einleitungen berichten über die literarische Form, den Inhalt und die Textüberlieferung der Schriften und stellen sie in den Zusammenhang der gesamten Lehre des Heiligen und der christlichen Überlieferung. Es folgen die deutsche Übersetzung, dann ausführliche Erläuterungen, schließlich Zusammenstellungen von „Beispielen für rhetorisch-stilistischen Schmuck“. — Das Schriftchen „Die Geduld“ datiert der Übersetzer zwischen 412 und 418. Augustinus ist in ihm, wie durch Textvergleiche S. 16—18 überzeugend nachgewiesen wird, von Tertullians und Cyprians Schriften über den gleichen Gegenstand abhängig. Die Schrift bezeichnet er selbst als eine Predigt (sermo); andererseits spricht ihre Länge und der Stilcharakter des 2. Teiles dagegen, sie als eine Predigt zu betrachten. M. löst die Schwierigkeit durch die Annahme, daß die Schrift aus zwei Teilen besteht, einer überarbeiteten Predigt (Kap. I—XIV) und einer beigefügten Abhandlung gegen die Pelagianer (von Kap. XV an). Der 1. Teil behandelt das Wesen der Geduld, das durch Beispiele erläutert wird, der 2. Teil den Ursprung der Geduld; sie ist nicht Werk des freien Willens allein, sondern der Gnade Gottes. Die gut lesbare und sachlich zuverlässige Übersetzung folgt der Ausgabe von J. Zycha im CSEL; nur an drei Stellen bevorzugt sie mit guten Gründen andere Lesarten. — Die Übersetzung von „Der Nutzen des Fastens“ folgt der Ausgabe von S. D. Ruegg (Washington 1951), die ihrerseits auf den älteren Druckausgaben, namentlich der Mauriner-Ausgabe, und der einzigen, nicht einmal vollständigen Handschrift im Cod. Vat. Lat. 5758 beruht. „Nach Rueggs eingehender Untersuchung des Stiles . . . der Schrift sowie der darin verwendeten Bibelzitate besteht wohl kaum mehr ein Zweifel, daß sie den echten Predigten des Kirchenvaters zuzuzählen ist“ (XV). Sehr dankenswert ist die kleine Abhandlung über die Fastenlehre des hl. Augustinus (XIX—XXXVI), die viele interessante geschichtliche Einzelheiten über die altchristliche Fastenpraxis und ihre Motive enthält. Die — wahrscheinlich im Mai des Jahres 411 gehaltene — Predigt des Heiligen selbst nimmt im 2. Teil eine überraschende Wendung auf „das Fasten von Schisma und Häresie“. Das Thema wird auf die Frage ausgerichtet, die damals in Nordafrika die Gemüter aller bewegte: die Heilung des donatistischen Schismas. Die Ausführungen des Predigers, deren bewegende Lebendigkeit die Übersetzung trefflich wiedergibt, zeigen, in welcher Gesinnung er die Anwendung eines gewissen Zwanges gegen die Donatisten verteidigt: „Wenn ich meinen Bruder vom Schlafe krankhafter Gewohnheit übermannen sehe, wecke ich ihn da nicht auf, weil ich fürchte, ihm lästig zu sein, während er schläft und zugrunde geht? Ferne sei es von mir, so zu handeln“ (Nr. X). — Es seien noch die Bändchen der Reihe erwähnt, die schon vor den beiden Schriften über die Lüge (vgl. Schol 20 [1954] 459 f.) erschienen sind: Die Enthaltbarkeit, übers. von P. Keseling, Das Gut der Ehe, übers. v. A. Maxsein, Die ehebrecherischen Verbindungen, übers. von J. Schmid, Heilige Jungfräulichkeit, übers. von P. J. Dietz, Das Gut der Witwenschaft, übers. von A. Maxsein.

de Vries

Aurelius Augustinus, Die wahre Religion. De vera religione liber unus. Übertr. von C. J. Perl. 8° (XXVI und 133 S.) Paderborn 1957, Schöningh. 9.60 DM. — P. hat der Übersetzung dieses Werkes, das Augustinus als letztes vor seiner Priesterweihe geschrieben hat, eine gute Einführung (XI—XXVI), erklärende Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln (101—122), eine kurze Bibliographie und ein ausführliches Sachregister beigegeben. Das einführende „Vorwort“ unterrichtet den Leser über die Absicht, die Augustinus bei der Abfassung des

Werkes leitete, über Romanianus, dem das Buch gewidmet ist und den Augustinus durch dieses Buch dem Manichäismus entreißen wollte, und über den Manichäismus selbst, dessen Lehre von den „beiden Naturen“ Augustinus widerlegen will. Die Anmerkungen enthalten viele wertvolle Erklärungen zum Text; in sie sind auch die zahlreichen Bemerkungen und Verbesserungen eingeflochten, die Augustinus selbst in den *Retractationes* zu seinem Frühwerk hinzugefügt hat. Die Übersetzung selbst gibt den Sinn des Textes getreu wieder und liest sich gut. — Im 18. Kap. könnte die Übersetzung von *species* durch „Gestalt“ stören, da man bei Gott nicht wohl von „Gestalt“ sprechen kann; aber den augustiniischen Begriff der *species* mit einem einzigen Wort wiederzugeben, dürfte kaum möglich sein; „Form“ verbietet sich an dieser Stelle, weil neben *species* auch *forma* steht. In den philosophisch bedeutsamsten Kapiteln 30 und 31 wäre das Wort *corpus* in n. 57 wohl nicht mit „Leib“, sondern mit „Körper“ zu übersetzen, da sowohl vorher wie nachher als Beispiel eines *corpus* ein Bauwerk erwähnt wird. In n. 55 kann das unum in dem Satz „*Quis . . . audeat dicere . . . corpus vere et simpliciter unum esse*“ nicht mit „ein einziger“ wiedergegeben werden, da es sich nicht um die zahlenmäßige Einheit, sondern um die Einheit als innere Seinsvollkommenheit handelt. — Daß Augustinus übrigens keineswegs Platon so überschätzt, daß er um seinetwillen die christliche Wahrheit umzudeuten bereit wäre (wie ihm jüngst vorgeworfen wurde), kommt am Schluß des 3. Kap. kräftig zum Ausdruck: „Sollen wir lieber . . . in Platons Namen schwätzen, statt das Herz mit Wahrheit auszufüllen?“ de Vries

Verneaux, R., *Histoire de la philosophie moderne*. 8° (204 S.) Paris 1958, Beauchesne. — V., Professor am Institut Catholique in Paris, schrieb die Geschichte der Philosophie von Descartes bis Hegel im Rahmen eines Kurses scholastischer Philosophie. Demgemäß will er die Leitgedanken möglichst klar und einfach hervorheben, nicht ohne kritische Stellungnahme, da auch Philosophiegeschichte lehren soll zu denken. Unter der Kürze der Darstellung leidet wohl manchmal die Klarheit etwas. Über das Ontologische Argument Descartes' z. B. sagt V. (25), es sei gültig als Entfaltung einer angeborenen *intuition confuse* des göttlichen Wesens, von der zu fürchten sei, daß wir sie nicht haben. Eine Seite über Hegels Logik (198 f.) vermag zu zeigen, wie glücklich sich Aufgeschlossenheit mit entschiedener Kritik vereinen kann. Sympathische Aufgeschlossenheit ist die Grundhaltung des kleinen Lehrbuches.

Kern

Kant, I., *De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis* (Philos. Bibl. 251). kl. 8° (XVI u. 104 S.) Hamburg 1958, Meiner. 4.80 DM, geb. 7.20 DM. — Kl. Reich hat dem Text der Berliner Akademie-Ausgabe eine gut lesbare deutsche Übersetzung beigegeben, die allerdings die Klarheit des lateinischen Originals, zwangsläufig wohl, nicht erreicht, auch an kleinen Mängeln im einzelnen leidet (so S. 63, Z. 5 v. o., statt „Fessel“ besser etwa „Bindemittel“; 67, 4 v. u., ist „die Existenz“ ein sinnstörender Zusatz; 73, 1 v. u., besser nur „fließen“; 91, 3 v. o., „Alter“; ferner: VIII, 2 v. o., „Ausschlag“; 92, 12 v. o., „datum“). Die Einleitung, die das Verhältnis unserer Schrift von 1770 zur „Kritik der reinen Vernunft“ zu bestimmen sucht, betont mit Recht, daß das eigentliche kritische Problem der Gegenstandskonstitution 1770 noch nicht erscheint. Der Versuch jedoch, die herrschende Meinung über die Bedeutung der kosmologischen Antinomie für Kants Raumlehre und für die Entwicklung seines Denkens überhaupt zu entkräften, scheint zu formell, um ganz zu überzeugen: Das Zitat S. X unten beweist nicht, was es sollte; auch nicht die Berufung auf die psychologischen „Träume eines Geistessehers“ (XII) oder auf die mangelnde „antinomische“ Entfaltung gerade der §§ 2 (III) u. 28 f. der Schrift von 1770 (XVI). Dem um die Philosophie überaus verdienten Verlage wird man für diese wie für andere zweisprachige Ausgaben philosophischer Primärliteratur dankbar sein.

Kern

Adorno, Th. W., *Aspekte der Hegelschen Philosophie*. gr. 8° (62 S.) Frankfurt a. M. 1957, Suhrkamp. — Das Heft, in seiner Entstehung mit zwei Gedenkreisen des Verf. zu Hegels 125. Todestag verbunden, schüttet zunächst treffliche

Bemerkungen über die Hegelsche Dialektik aus: „Die inhaltlichen Einsichten Hegels ... sind nicht von der Spekulation ... wie von einer lästigen Zutat zu sondern ... Wo Hegel das Material zum Sprechen verhält, ist der Gedanke der ursprünglichen, sich entzweienenden und wiedervereinigenden Identität von Subjekt und Objekt im ‚Geist‘ am Werk“ (9). „So ist die vielbewunderte Materialfülle Hegels selber Funktion des spekulativen Gedankens“ (12). Und es wird „gerade die Konstruktion des absoluten Subjekts bei ihm einer in Subjektivität unauflösbaren Objektivität gerecht“ (13). Dialektik aber, der Einzeldefinition nicht hold, „ist das unbeirrte Bemühen, kritisches [?] Bewußtsein der Vernunft von sich selbst mit der kritischen Erfahrung der Gegenstände zusammenzuzwingen“ (16). — Die folgende Kritik an der idealistischen Geistlehre Hegels, die den Hauptinhalt des Essays ausmacht, trifft allerdings nicht nur den überzogenen Idealismus: Die Ablehnung des ‚absoluten Geistes‘ setzt voraus, daß Ichhaftigkeit der Person an individuelles Bewußtsein als raum-zeitliches gebunden sei (17—24). Der ‚wesentlich aktive‘ Geist wird degradiert zu dem von der körperlichen Arbeit getrennten Moment der gesellschaftlichen Arbeit; Geist sei pars pro toto der Arbeit, „deren Reflektionsform“ (28) — und, metaphysisch absolut gesetzt, „die ihrer selbst unbewußte Arbeit“ (30). So nach Hegel, oder nach Adorno? (24—32) Mögen sich auch hierin und in den weiteren Reflexionen über den Hegelschen Systemcharakter der heutigen Produktionsgesellschaft oder die gesellschaftliche Präformation alles Individuellen fruchtbare Ansätze einer Hegelkritik in Auseinandersetzung mit dem Marxismus anzeigen: Hegels gute Dialektik kann nicht bestehen mit solcher Zwangsbindung des Geistes. Schon eher und recht wohl mit der von A. öfters geschmähten „traditionellen Metaphysik“! A. scheint denn auch die Wahrheit des Hegelschen Systems in dessen Unwahrheit zu sehen: „Denn diese Unwahrheit ist keine andere als die Unwahrheit des Systems der Gesellschaft, die das Substrat seiner Philosophie ausmacht“ (37 vgl. 52). Ist „die Absolutheit der Wahrheit“ solcher Art „die Scheitelhöhe der Hegelschen Philosophie“ (42)? Im 2. Teil des Hefes kommt Hegels Fassung der Wahrheit in ihrem Prozeß zu nützlicher Aussprache (41—47) — abgesehen wieder u. a. von der weit übers Ziel schießenden Polemik gegen die *adaequatio [nomen actionis!] intellectus et rei*. Der Heideggerschen Seinsphilosophie alle Berufung auf Hegel streitig machen (37—41), heißt den „emphatischen Gebrauch dieses Begriffes“ (40) „Sein“ im Schlußkapitel der Großen Logik übersehen.

Kern

Nicolin, Fr., Hegels Bildungslehre. Grundlinien geisteswissenschaftlicher Pädagogik in seiner Philosophie. gr. 8<sup>o</sup> (258 S.) Bonn 1955, Bouvier 9.— DM. — Wir haben eine Reihe von Schriften, in denen bedeutende Männer der Geschichte „als Erzieher“ dargestellt werden. So würden wir uns nicht wundern, ein Buch mit dem Titel „Hegel als Erzieher“ zu finden, wie es so oder ähnlich bereits versucht worden ist (vgl. Einleitung 1—11). N. unternimmt es statt dessen, Hegels „Bildungstheorie“ vorzulegen. Das könnte auf den ersten Blick verwundern, da man überlegen müßte, wo Hegel eine solche Theorie ausdrücklich oder einschlußweise hinterlassen haben sollte. Trotzdem ist N.'s Arbeit wertvoll, ja notwendig, da von Hegel die moderne geisteswissenschaftliche Pädagogik weitgehend abhängig und beeinflusst ist. Hegels Wirksamkeit gründet „nicht in einzelnen, ganz bestimmten seiner Ansichten über Erziehung und Unterricht, sondern im Ganzen seiner Philosophie“ (12). Ist das aber der Fall, dann müssen auch „die in ihr selbst beschlossenen Grundlinien einer pädagogischen Theorie freizulegen“ sein (16). N. geht nicht von zentralen Begriffen der Hegelschen Philosophie aus, um ihre pädagogische Bedeutsamkeit zu erarbeiten, sondern setzt „gleich ein mit der erziehungstheoretischen Grundfrage nach dem Wesen des Menschen“ (18). (Gerade vom Problem des Wesens einer „pädagogischen Wissenschaft“ her wird es allerdings kaum zu vertreten sein, daß die „Frage nach dem Wesen des Menschen“ eine „erziehungstheoretische Grund-Frage“ sei. Vielmehr gehört sie zu jenen weltanschaulichen Vorgegebenheiten, über die die Pädagogik als solche nicht zu befinden hat, mögen sie auch von noch so großer pädagogischer Bedeutung sein.) Vom Wesen des Menschen aus wird der Zugang zu Hegels Gedanken versucht.

Für die Pädagogik entscheidend bedeutsam ist Hegels Lehre vom Geist. Geist ist die Voraussetzung für die Erziehung überhaupt (27 ff.), die den Menschen von der unentfalteten „natürlichen“ Form zur vollen geistigen Reife führen soll. Erziehung ist so „Negation des Natürlichen“ (45 ff.). Weiter aber ist sie auch für jeden individuellen menschlichen Geist „Hineinbildung in den objektiven Geist“ (79 ff.), in die „vorhandene Welt“. Das ist nicht identisch mit „Staatspädagogik“, mag Hegel auch — wenn er überhaupt unter die Pädagogen gerechnet wird — für gewöhnlich als Staatspädagoge abgetan werden. Wie die „vorgefundene Welt“ geschichtlich ist, so ist auch der Geist selbst geschichtlich und damit auch seine Bildung (119 ff.). Bildung darf nur als ganzheitliche Bildung gesehen werden, weil auch der Geist ein Ganzes ist (137 ff.), was Stufen und Strukturen nicht ausschließt und nicht eine „abgeschlossene“ Bildung besagen will. Ein Moment liegt der Hegelschen Bildungstheorie stets zugrunde: Alle Bildung ist Selbstbildung (150 ff.). — Im 2. Kap. untersucht N. „Pädagogische Grundbegriffe und -relationen“. Es ist nicht als „System“ der Pädagogik gedacht, sondern als Vertiefung der im 1. Kap. bereits erarbeiteten wesentlichen Grundzüge in Form einer losen Folge von Erörterungen. — Die sehr dankenswerte Arbeit wollte über die Darlegung der Hegelschen Bildungstheorie in ihren Grundlinien nicht hinausgehen. Das wollte sie allerdings „sub specie der modernen geisteswissenschaftlichen Pädagogik“ tun (16). Damit befragt der Verf. die moderne Pädagogik danach, ob und wieweit sie in Hegel verwurzelt ist. Das hätte deutlicher herausgestellt werden sollen. Gleichzeitig hätte auf die Gefahr (nicht mehr!) aufmerksam gemacht werden können, daß der Geist (als Zentralgegebenheit der Erziehung) leicht im Sinne des Intellekts mißdeutet werden kann, was der Erziehung eine vereinseitigte Richtung geben müßte.

Erlinghagen

Fürstenau, P., Heidegger. Das Gefüge seines Denkens (Philos. Abhandlg., 16). gr. 8<sup>o</sup> (193 S.) Frankfurt a. M. 1958, Klostermann 12.50 DM, geb. 14.50 DM. — Von der Überzeugung ausgehend, daß die „Kehre“ des Heideggerschen Denkens, die zwischen „Sein und Zeit“ und den späteren Schriften sich vollzog, keineswegs einen Bruch darstelle (167 f.), will F. im systematischen 1. Teil (17—100) aus dem denkerischen Gesamtwerk eine strukturelle Interpretation von einheitlichem Zusammenhang erstellen. Die 1. Untersuchung legt das Seinsverständnis aus auf seinen *formal-transzendentalen* Grund hin. Das je besonders gegliederte Ganze, das dieser Grund ist, kommt in Sicht als „In-der-Welt-Sein“, „Sorge“ und „Zeitlichkeit“, bis hin zum Umriss eines ontologischen Verständnisses der Geschichtlichkeit. Geworfenheit und Entwurf erscheinen als die Konstitutive des Geschehens des Daseins. Die Seinsfrage, die damit noch nicht angemessen gestellt ist, bricht auf aus dem Gegensatz der Modi der Uneigentlichkeit und der Eigentlichkeit, die die 2. Untersuchung des *modifizierten* Seinsverständnisses bestimmen. In ihr und der besonderen, der *geschichtlichen* Struktur des modifizierten Seinsverständnisses gewidmeten 3. Untersuchungen werden die formalen Grundstrukturen — jetzt unter den Namen Ganzheit und Gliederung, Entwurf und Geworfenheit, Erscheinung, Geschichtlichkeit — je abgewandelt nach ihrer uneigentlichen und eigentlichen Konkrektion. Der Modus der Uneigentlichkeit, der Verstellung der Seienden und der Verdeckung des Seins, faßt stets nur das zerstreute Einzelne, nie das Ganze. Im eigentlichen Dasein dagegen „zeigen sich Sein und Seiende im Seinsgefüge als Unterschiedene: Die Seienden heben sich auf dem Grunde des Sichunterscheidens, als das das Sein selbst west, von diesem als dem sie gliedernden Ganzen ab. Jetzt ist das Sein nicht ein anderes Vorhandenes, sondern der ‚waltende Unterschied von Sein und Seiendem‘ . . . , die sich ereignende ‚Zwiefalt‘ von Sein und Seiendem, kurz: das fügende Geschehen“ (81). Eine Vertiefung dieser Einsicht in den Sinn von Sein wird erwartet von der Besinnung auf die Geschichtlichkeit des Seinsverständnisses selbst, die in den ‚lichtenden‘ Ursprung allen Seinsdenkens zurückweist und gerade durch das Scheitern aller Daseinsbesonderungen auf „das Sein als das sie verfügende und damit übersteigende Geschehen“ verweise (99). Der 1. Teil führt so zum 2. Teil (101—164) hinüber, der Heideggers geschichtliches Verständnis vom Sein als Geschehensganzem verfolgt vom frühen griechischen Den-

ken über die platonisch-aristotelische, cartesische, kantische, hegelsche Philosophie bis zu Nietzsches ‚Nihilismus‘. F. sucht aus gelegentlichen Äußerungen und besonderen Abhandlungen, wie sie zu den eben genannten Hauptstationen vorliegen, die Philosophiegeschichte oder wenigstens die Geschichte der Metaphysik nach Heidegger zu rekonstruieren. Der knappe kritische Schlußteil (169—182) scheidet „Ursprünglichkeit und Verfall in Heideggers Denken“: Heidegger führe aus der Ursprung an das nur eben je gegenwärtig Gegebene im Blick auf den umfassenden Ursprung in den Spielraum neuer geschichtlicher Möglichkeiten. Zugleich falle er ab von „seiner Möglichkeit des Eigentlichseins“; er reduziere die philosophische auf die ontologische Fragestellung, löse sie heraus „aus der Universalgeschichte der Kultur produzierenden Gesellschaft des Abendlandes“ (deren Differenzen alle Dynamik der Geschichte entspringe [176]!), gemäß solcher Ungeschichtlichkeit unterliege Auswahl und Deutung der Quellen autoritativer Entscheidung, der Erneuerungsversuch mythischen Denkens jedoch verfallende ungeschichtlich-unmittelbaren Mächten bloßer naturaler Vorhandenheit (vgl. 68 f. [zum Ding-Aufsatz!] u. 75); grundlegend und dringlichst zu beheben scheint F. deshalb der Mangel einer — allerdings vom Menschen her zu entfaltenden — Naturphilosophie. — Man wird den kritischen Ausstellungen des Verf.s, der anscheinend Schüler von Theodor Litt und — laut Klappentext — „Berliner Dozent“ ist, ihre relative Berechtigung zu erkennen müssen. Entscheidend wird trotzdem die Auseinandersetzung auf dem autonomen Boden der Ontologie selber sein; die Antwort auf die Seinsfrage, die hier mit der Formel vom „je fügenden Geschehen“ gegeben wird, läßt doch zu viel offen. Man mag auch fragen, ob F. Heidegger nicht zu stark auf Jaspers hindeute. Der systematische und geschichtliche Teil der Arbeit sind in ihrer fast völligen Beschränkung auf Zitation auch dort, wo sie wie ein Exzerpt Schriften Heideggers — z. B. die 50 Seiten über das Anaximander-Fragment (104—109) — wiedergeben, eine dankwerte, gründliche Leistung von eher zusammenfassendem als einführendem Charakter; jedenfalls vermag F.s Buch die Auseinandersetzung mit Heidegger hilfreich zu begleiten.

Kern

Jaspers, K., Philosophie und Welt. Reden und Aufsätze. kl. 8<sup>o</sup> (404 S.) München 1958, Piper. 9.80 DM; geb. 11.80 DM. — Dieser Band, der auf „Rechenschaft und Ausblick“ (ebd. 1951, <sup>2</sup>1958) folgt, sammelt bisher schwer zugängliche Äußerungen, vorwiegend (Radio-) Vorträge, zu recht verschiedenen Fragen der Gegenwart, zu Politik, Erziehung, Arztberuf, Welterschöpfung und Unsterblichkeit usw. Auch in scheinbar „fachphilosophischen“ Beiträgen — „Kants ‚Zum ewigen Frieden‘“, „Lionardo als Philosoph“ — schlägt die Aktualität durch. Andererseits steht alle Stellungnahme im Horizont des J.schen Philosophierens, das dann und wann in aller Knappheit ausdrücklich angerissen wird. Gewiß ruft J. mehr zu Besinnung und Umkehr auf, als daß er ein Verhalten im einzelnen anweist. Aber manches ist von erfrischender Entschiedenheit: etwa die Ablehnung des heutigen politischen Totalitarismus, der „Koexistenz“ — Gedankenlosigkeit, überforderten pädagogischen Planens (32: „Psychologie . . . in bescheidenem Umfang nützlich. Der Psychologe aber als Instanz ist ein ungeheuerliches Phänomen“) und leeren Freiheitsgeredes (46: „Wer wirklich frei wird, lebt in Autorität — wer wahrer Autorität folgt, wird frei. Freiheit wird durch Autorität gehaltvoll.“). Die „Philosophische Autobiographie“ (275—402) bietet wertvolle Aufschlüsse über das Werden einer Philosophie, die alle Wissenschaft an die „Transzendenz“ nicht-wissenden „Glaubens“, an „ein sinnvolles Denken ohne Ergebnisse“ (308) weist, aber zugleich Vorschriften macht darüber, wie die Grundmacht des „Gott“-Geheimnisses sich dem Menschen auftun dürfe und wie nicht.

Kern

Jaspers, K., Raison et déraison de notre temps. Übers. von H. Naef. kl. 8<sup>o</sup> (81 S.) Paris (1953), Desclée. — Welte, B., La foi philosophique chez Jaspers et saint Thomas d'Aquin. Übers. von M. Zemb. kl. 8<sup>o</sup> (282 S.) ebd. 1958 1200.— fFr. — Die beiden in der Reihe „Textes et Études philosophiques“ erschienenen Übersetzungen sind — neben einem Dutzend anderer — Zeichen des außergewöhnlichen Interesses, das die Veröffentlichungen von K. Jaspers seit einem Jahr-

zehnt in Frankreich finden. (Bereits 1938 lagen französische Ausgaben vor von „Descartes und die Philosophie“ und „Allgemeine Psychopathologie“.) Die drei Heidelberger Vorlesungen „Vernunft und Widervernunft in unserer Zeit“ (München 1950, 21952) und Weltes Untersuchung „Der philosophische Glaube bei Karl Jaspers und die Möglichkeit seiner Deutung durch die thomistische Philosophie“ (Symposion 2 [1949] 1—190) wurden besprochen in Schol 26 (1951) 441, bzw. 25 (1950) 131 f. Es ist zu begrüßen, daß der französische Leser Möglichkeit oder Hilfe erhält, nicht nur die Schriften von Jaspers kennenzulernen, sondern sich mit ihnen im Raum heutiger christlicher Philosophie auseinanderzusetzen. Kern

Rossi, G. F., C. M., *Le origini del neotomismo nell'ambiente di studio del Collegio Alberoni* (Monografie del Collegio Alberoni, 23). gr. 8<sup>o</sup> (51 S.) Piacenza 1957, Collegio Alberoni. — Der Verf., Professor an dem von Kard. Alberoni 1751 in Piacenza gegründeten und den Lazaristen zur Leitung übergebenen Kolleg, wendet sich in dieser Schrift gegen die Darstellung des Ursprungs des italienischen Neuthomismus, wie sie von A. Masnovo, A. Fermi und P. Dezza S. J. (vgl. Schol 17 [1942] 130 f.) gegeben wird. Alle drei führen die Anfänge des italienischen Neuthomismus auf den Domherrn V. Buzzetti von Piacenza zurück; dessen wesentliche Mittlerrolle bezweifelt auch R. nicht, wohl aber die Darstellung seiner geistigen Entwicklung bei den genannten Autoren. Nach diesen wäre die Philosophie, die er im Collegio Alberoni hörte, ein an Locke anknüpfender Empirismus gewesen, und seine Wendung zum Thomismus hätte er aus Rom 1810 verbannten Priestern (Masnovo) oder spanischen Exjesuiten (Dezza) oder bloßem Privatstudium (Fermo) zu verdanken. R. zeigt, daß es einer „Bekehrung“ zum Thomismus nicht bedurfte, weil Buzzetti tatsächlich nur die thomistische Tradition des Collegio Alberoni weiterführte. Schon Francesco Grassi C.M., der erste Lehrer der Philosophie an diesem Kolleg, habe den Neuthomismus von Piacenza begründet. Er gab 1767 die *Institutiones philosophicae* des schlesischen Jesuiten Gaspar Sagner, vermehrt durch bedeutende Zusätze thomistischer Ontologie und Psychologie, in Piacenza neu heraus, und dieses Lehrbuch benutzte auch Buzzetti in seiner Studienzeit am Collegio Alberoni. Auch die Programme der scholastischen Disputationen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigen die thomistische Richtung des philosophischen Unterrichts in diesem Kolleg. de Vries

### 3. Naturphilosophie, Psychologie und Anthropologie

Infeld, L., Albert Einstein. Sein Werk und sein Einfluß auf unsere Welt. 8<sup>o</sup> (174 S.) Berlin 1957, Akademie-Verlag. 7.50 DM. — Die deutsche Übersetzung einer englischen Schrift des langjährigen Mitarbeiters Einsteins. Eine ansprechende und leichtverständliche Darstellung des Anteils Einsteins an der Entwicklung der Relativitäts- und Quantentheorie sowie seiner erkenntnistheoretischen realistischen Grundeinstellung, die ihn in einen gewissen Gegensatz zu der Bohr-Heisenberg-Interpretation der Quantenphysik führte. Bedenklich nur der Satz: „Gäbe es auch keine auffindbaren Unterschiede zwischen der klassischen Physik und der allgemeinen Relativitätstheorie, so würden wir noch immer vorbehaltlos die allgemeine Relativitätstheorie wählen“ (96). Eine solche Auffassung muß zwangsläufig jene uferlosen Kontroversen auslösen, denen nur die experimentelle Verifizierung ein Ende setzen kann. Büchel

Haseloff, O. W., u. Stachowiak, H. (Hrsg.), *Grundfragen und Fortschritte der Physik* (Schriften zur wissenschaftlichen Weltorientierung, 3/4). 8<sup>o</sup> (181 S.) Berlin 1958, Lüttke. 9.60 DM. — Die „Schriften zur wissenschaftlichen Weltorientierung“ wollen dafür eintreten, daß Welt, Mensch und Gesellschaft nicht mehr bevorzugt durch das Medium von Gefühlsbedürfnissen gesehen und wissenschaftlich entscheidbare Fragen nicht mehr ideologischen Vorurteilen unterworfen werden (Klappentext). Diese Einstellung kommt jedoch nur in dem einleitenden Aufsatz der Herausgeber über „Physik im sozialkulturellen Spannungs-

feld“ zum Ausdruck; die anschließenden Kurzaufsätze von Fachphysikern, die zum größten Teil aus Referaten in der Rias-Funk-Universität hervorgingen, sind durchweg auch für den Philosophen sehr interessant und lehrreich. Natürlich möchte man manchmal ein Fragezeichen setzen oder Akzente anders verteilen; aber ein ausgesprochener Positivismus wird eigentlich nirgends vertreten. Behandelt werden hauptsächlich die physikalischen Grundvorstellungen und -gesetze in methodischer und geschichtlicher Hinsicht (*H. Hönl, H. Schimank*), die Bedeutung der Mathematik, des Kausaldenkens und der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Physik (*W. Schmeidler, O. R. Frisch, G. Ludwig*), die Frage der empirischen Bestätigung der allgemeinen Relativitätstheorie, die wesentlich problematischer ist, als meist angenommen wird (*E. Finley-Freundlich*); hinzu kommen mehr berichtende Beiträge über den Fortschritt der Kernforschung (*O. Hahn, O. R. Frisch*), der Quantenchemie (*K. Molière*), der Radioastronomie (*K. O. Kiepenbeuer*) und der Astrophysik (*H. Kienle*). Der knappe Raum von jeweils etwa 15 Seiten zwingt die Autoren zur straffsten Darstellung, was für den Leser, der mit der Materie schon ein wenig vertraut ist und rasch zu dem Wesentlichen gelangen möchte, einen besonderen Gewinn bedeutet

Büchel

Chambadal, P., *La physique moderne et son interprétation*. 8<sup>o</sup> (202 S.) Paris 1956, Colin. 600.— Fr. — Nach Ch. hat die Aufstellung der Relativitätstheorie und Quantenphysik den philosophischen Streit zwischen Idealismus und Realismus endgültig zugunsten eines „reinen“ Idealismus entschieden. Zwar ist die Lehre Kants von Raum und Zeit als Formen der reinen Anschauung irrig; es gibt keine diesbezüglichen apriorischen Erkenntnisse. Aber unabhängig von diesem positiven Teil der transzendentalen Ästhetik hat schon die kantische Lehre von den Antinomien des räumlich und zeitlich Endlichen und Unendlichen bzw. des Einfachen und Zusammengesetzten die Idealität von Raum und Zeit nachgewiesen, und die Formeln der Relativitätstheorie — besonders die Lorentz-Transformation — sowie der Wellen-Teilchen-Dualismus der Quantenphysik stellen heute für den Realismus Antinomien der gleichen Art dar. Die Argumente Berkeleys, Schopenhauers und Poincarés gegen die Realität der Räumlichkeit sowie die Kritik Bergsons an der Relativitätstheorie werden eingehend diskutiert. Dabei betrachtet Ch. als das Kernstück des Realismus die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Sinnesqualitäten; die Möglichkeit, daß man auch die streng-formelle Realität der primären Sinnesqualitäten aufgeben und doch an der Realgeltung der ontologischen Grundbegriffe festhalten könne, wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Daß die Relativitätstheorie, wie Sommerfeld einmal formulierte, ihrer Tendenz nach eher als „Absoluttheorie“ bezeichnet werden müßte, insofern sie gerade nach jenen Invarianten sucht, die von der Wahl des Bezugssystems unabhängig sind, wird kaum berücksichtigt; die Tatsache, daß der Unterschied zwischen einer beschleunigungsfreien (= geodätischen) und einer beschleunigten (= nicht-geodätischen) Weltlinie auch in der allgemeinen Relativitätstheorie etwas Absolutes ist und in keiner Weise wegdiskutiert werden kann, ist dem Verf. ersichtlich unangenehm (131). Als über die kantische Kritik hinausgehendes Ergebnis wird schließlich gebucht, daß auch der Begriff der Zahl und der Vielheit, insofern er notwendig in den Begriffen des Raumes und der Zeit verwurzelt ist, auf das Ding an sich nicht angewandt werden kann (176). Das Ding an sich muß also, wenn es existiert, in irgendeiner Form eine „Einheit“ sein, ein Gedanke, der zur Subjekt-Objekt-Einheit, zum Pantheismus und zu ähnlichen Fragen in Beziehung gesetzt wird. — Was bei diesem „reinen“ Idealismus noch übrig bleibt, sind nur die negativen Elemente des kantischen Systems, so daß kaum mehr ein Unterschied gegenüber dem modernen Positivismus besteht. Die Kritik an der streng-formellen Realität der primären Sinnesqualitäten ist gewiß berechtigt; aber ein wirklich „kritischer“ Realismus ist damit noch nicht ausgeschlossen.

Büchel

Kattsoff, L. O., *Physical Science and Physical Reality*. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 311 S.) Den Haag 1957, Nijhoff. 17.75 Fl. — Für die philosophische Grundeinstellung des Verf. siehe Schol 33 (1958) 129. Das vorliegende Buch baut in vier Teilen auf: The nature of science; Methodological considerations; Semantical con-

siderations; Metaphysical considerations. Wenn in Teil I der Versuch unternommen wird, (Natur-) Wissenschaft als eine „Sprache“ aufzufassen und zu analysieren, so bleibt es trotz aller Ausführungen des Verf. doch fraglich, ob damit wirklich das getroffen ist, was Wissenschaft zu Wissenschaft macht. Teil II und III arbeiten sehr schön die Problematik heraus, die sich mit Begriffen wie „Erklärung“, „Gesetz“, „Raum“, „Zeit“, „Materie“ usw. verbindet; überall ist der Verf. bemüht, die verbreitete einseitig-positivistische Sicht dieser Probleme aus der genauen Analyse der physikalischen Gegebenheiten selbst heraus zu überwinden. Wenn dabei die Begründung des induktiven Verfahrens letzten Endes darin gesehen wird, daß den Naturdingen und -geschehnissen gewisse „Pläne“ zugrundeliegen („events are patterned“, 86), so wird man sich durch diese „patterns“ gewiß an die scholastischen „formae naturales“ erinnern fühlen; aber das ungelöste Grundproblem bleibt hier wie dort: Wie läßt sich vorgängig zur Erfahrung begründen, daß eine beobachtete Regelmäßigkeit auf ein „pattern“ und nicht (meistens nicht?, niemals?) auf den Zufall zurückgeht? Auch die Auffassung von Raum und Zeit kommt dem scholastischen Begriff des „ens rationis“ recht nahe. Bei dem Kapitel über die Zeit hätte man vielleicht ein ausführlicheres Eingehen auf jene Irreversibilitätsproblematik erwartet, die seit Boltzmann, Loschmidt und Ehrenfest gewiß zu den bedeutendsten Grundlagenproblemen der Physik gehört. Sehr eingehend wird diskutiert, was im Sprachgebrauch der Physik eigentlich unter „Materie“ verstanden wird; da sich herausstellt, daß wohl alle physikalischen Operationen letzten Endes auf die Grundkategorien Lage, Bewegung, Masse und Kraft (sind diese beiden letzten Kategorien nicht schon sehr abgeleitet und konstruiert?) bezogen sind, wird vorgeschlagen, „Materie“ aufzufassen als ein Etwas, welches Eigenschaften hat, in denen die Anwendbarkeit der genannten Kategorien begründet ist. Als Beispiele für „meta-physikalische“ Voraussetzungen der Naturwissenschaft werden in Teil IV das Prinzip „Jedes Ereignis hat eine Ursache“ und das Prinzip der Gleichförmigkeit der Natur diskutiert. Das erste Prinzip soll insofern „analytisch“ sein, als sich aus der Erwägung der Bedeutung des Begriffs „Ereignis“ ergibt, daß jedes „Ereignis“ aus einem anderen „Ereignis“ hervorgeht und in ein weiteres „Ereignis“ einmündet (283); das zweite Prinzip ist insofern „meta-physikalisch“, als bei seiner Leugnung jede Art von allgemeiner Naturgesetzlichkeit und ebenso jede naturwissenschaftliche Voraussage unmöglich würde (285 f.). Im abschließenden Kapitel „Physics, reality, and perception“ müßte vielleicht stärker herausgearbeitet werden, daß in der Quantenphysik der für jede Beobachtung erforderliche „Verstärkungs“-Prozeß (296) nicht nur positiv die subjektive Kenntnisnahme durch den (makro-physikalischen!) Beobachter ermöglicht, sondern ebenso wesentlich negativ (durch die mit der Beobachtung verbundene „Störung“) jene Effekte unbeobachtbar macht, deren Beobachtbarkeit die Zuschreibung der tatsächlich beobachteten „Eigenschaften“ widersprüchlich machen würde. — Insgesamt könnte man gewiß sagen, daß K. mehr Fragen aufwirft als Antworten gibt; aber die Wirklichkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ist eben komplexer, als manche einseitige und einlinige Systematisierung wahrhaben möchte.

Büchel

Soccorsi, Ph., S. J., De vi cognitionis humanae in scientia physica. Quaestiones scientificae cum philosophia coniunctae. 8<sup>o</sup> (XI und 318 S.) Rom 1958, Pont. Univers. Gregoriana. — Der Verf. nimmt die Auseinandersetzung mit dem das heutige naturwissenschaftliche Denken beherrschenden Positivismus auf dem Gebiet der Physik selber auf, indem er am Beispiel der Entwicklung der Atomtheorie (bis zur Wellenmechanik ausschließlich) zeigt, daß die grundlegenden Impulse zur physikalischen Forschung nicht aus einer positivistischen, sondern aus einer realistischen Einstellung zur menschlichen Erkenntnisfähigkeit entsprangen. Darüber hinaus werden auch die anderen einschlägigen erkenntnistheoretischen Systeme in ihrer Stellung zur Naturwissenschaft diskutiert, mit aller Klarheit und Präzision, wie man sie sich für ein Lehrbuch nur wünschen kann, manchmal allerdings vielleicht ein wenig zu kategorisch, so z. B. wenn von der „großen Erleuchtung“, als welche Kant seine Einsicht in den idealen Charakter von Raum und Zeit bezeichnet, erklärt wird: „Sed magna illa lux fuit alucinatio“ (248), oder wenn die Gedanken

Comtes als „miseræ argumentationes“ gewertet werden (251). Mit Recht wendet sich der Verf. auch gegen jene Neuthomisten wie Maritain und die „Löwener Schule“, die der naturwissenschaftlichen Erkenntnis jeden eigentlichen Erkenntniswert absprechen — in dieser Hinsicht fast nicht weniger radikal als der Positivismus selbst —, um allein der Naturphilosophie die eigentliche Naturerkenntnis zu reservieren (284 ff.). Eine Frage bleibt nach der Lesung des Buches zurück: Wenn die positivistische Tendenz dem naturwissenschaftlichen Forschungsbemühen so wenig konform ist, wie hier erklärt wird, wie konnte es dann dazu kommen, daß die zwei grundlegenden Theorien der modernen Physik, die Relativitätstheorie und die neuere Quantenphysik, zu einem großen Teil aus positivistischen Anregungen entsprangen und durch viele Jahre fast nur von positivistischen Philosophen gefördert, von den Vertretern des Realismus (und Idealismus) aber meist abgelehnt wurden? Der „gemäßigte“ Realismus, wie ihn der Verf. mit Recht vertritt, ist eben leider auch heute noch bei vielen thomistischen Autoren verpönt; man hätte darum gewünscht, auch über die notwendigen Begrenzungen des Realismus eine klare und deutliche „These“ zu finden. Büchel

Destouches, J.-L., La quantification en théorie fonctionnelle des corpuscules (Les grands problèmes des sciences, 6). gr. 8° (VI und 141 S.) Paris 1956, Gauthier-Villars. 2000.— Fr. — Die funktionelle Korpuskulartheorie will ein physikalisches „Teilchen“ nicht wie die klassische Physik durch einen geometrischen Punkt oder einen „starrten Körper“ charakterisieren, sondern durch eine (oder endlich viele) Funktion(en) von Raum und Zeit, in der Hoffnung, auf diese Weise eine bessere Beschreibung jenes Zusammenhangs zwischen dem „Teilchen“ und der übrigen Welt zu ermöglichen, der durch die Vorstellung eines auf das Teilchen wirkenden Kraftfeldes bzw. der Rückwirkung des Teilchens auf dieses Feld nur unvollkommen erfaßt wird. Führt man in diesen sehr abstrakten und allgemeinen Rahmen in passender Form den Gedanken der Quantisierung ein, so ergeben sich im Gegensatz zu allen bisherigen quantisierten Theorien nicht nur jene Bewegungsformen, die den „Quantenzuständen“ der üblichen quantisierten Theorien entsprechen, sondern außerdem weitere kurzzeitige Bewegungen, die den Übergängen zwischen Quantenzuständen entsprechen, also gerade jenen Prozessen, welche in der bisherigen Theorie grundsätzlich unerfaßt bleiben. Ein weiterer Vorzug der quantisierten funktionellen Theorie bestände in dem objektiven Charakter der dem Teilchen zugeordneten Funktion, während die Wellenfunktion der Wellenmechanik ja insofern einen subjektiven Charakter aufweist, als sie wesentlich von den Kenntnissen des Beobachters abhängt. Es wird gezeigt, daß die so entworfene funktionelle Korpuskulartheorie in der jeweils entsprechenden Näherung mit der klassischen bzw. Wellenmechanik zusammenfällt; die Beziehungen zu der Theorie der „doppelten Lösung“ von de Broglie sowie zu ähnlichen Ansätzen von Čap und Bopp werden aufgewiesen. Ob aber die zukünftige Entwicklung der Physik tatsächlich den hier gewiesenen Weg einschlagen wird, erscheint sehr fraglich; die Mehrzahl der Bemühungen um eine Theorie der Elementarteilchen bewegen sich in einer anderen Richtung. Büchel

Chintschin, A. J., Mathematische Grundlagen der Quantenstatistik. gr. 8° (VI und 200 S.) Berlin 1956, Akademie-Verlag. 21.— DM. — Das hier in deutscher Übersetzung vorliegende Werk des bekannten russischen Wahrscheinlichkeitstheoretikers enthält eine mathematisch strenge Begründung der Quantenstatistik anhand gut ausgearbeiteter Methoden der Wahrscheinlichkeitstheorie. Der Verf. zeigt, daß eine mathematisch einwandfreie Ableitung der Formeln der statistischen Physik nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, die Schaffung eines speziellen, umfangreichen analytischen Apparates erforderlich macht, sondern durch eine einfache Reduktion aller hier auftauchenden Probleme auf die gut bearbeiteten Grenzwerttheoreme der Wahrscheinlichkeitstheorie erzielt werden kann. Das Buch enthält die Hauptabschnitte: Vorbereitende Angaben aus der Wahrscheinlichkeitstheorie, Grundtatsachen der Quantenmechanik, Allgemeine Grundlagen der Quantenstatistik, Grundlagen der Photonenstatistik, Grundlagen der Statistik materieller

Teilchen und Anwendungen auf die Thermodynamik. Es wendet sich vor allem an den quantentheoretisch interessierten Mathematiker und mathematisch interessierten Physiker. Aber auch der Leser, der sich für die philosophischen Probleme der Quantenmechanik interessiert, wird gern zu diesem Buch greifen, da er hier eine saubere Klärung des Wahrscheinlichkeitsbegriffes, soweit er in der Quantenmechanik zur Anwendung kommt, findet.

Richter

Ballauff, Th., Kropp, G., Sellien, E., Wolff, E., Brüggemann, O., Philosophie im mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. gr. 8° (217 S.) Heidelberg 1958, Quelle und Meyer. 16.50 DM. — Ballauff als Herausgeber umreißt in seinen einleitenden Betrachtungen über „Philosophieunterricht und philosophische Vertiefung des Unterrichts“ als Ziel der philosophischen Vertiefung des Fachunterrichts vor allem die Weckung jener „kritischen Haltung“, die konstitutiv für Wissenschaftlichkeit ist, die aber auch der Wissenschaft selbst gegenüber wach bleiben muß“, sodann die Hinführung zu Grenzfragen zwischen der jeweiligen Fachwissenschaft und anderen wissenschaftlichen bzw. philosophischen Disziplinen, die Weiterführung von Fragen, die im eigentlichen Philosophieunterricht aufgetaucht sind, und schließlich auch die Besinnung auf die geschichtliche Entwicklung der Fachwissenschaft und ihrer Verflechtung mit der Philosophiegeschichte (11 f.). Kropp (Oberstudiendirektor in Berlin) gliedert seine Hinweise für die Durchführung dieses Programms im mathematischen Unterricht in die Behandlung von fünf Problemkreisen: Das ontologische Sein der mathematischen Gegenstände; die logische Struktur der mathematischen Begriffsbildung und Beweisführung; die ästhetische „Schönheit“, „Erhabenheit“ und „Eleganz“ mathematischer Gebilde und Entwicklungen; die erkenntnistheoretische Frage nach dem Wissenschaftscharakter der Mathematik und das metaphysische Problem der Anwendbarkeit der Mathematik auf die reale Wirklichkeit. Schwierigkeiten dürfte hier vor allem die Definition der mathematischen Existenz als eines „idealen Ansichbestandes“ (22) bereiten. Die Ausführungen von Sellien (Oberstudiendirektor in Berlin) über Philosophie im Physikunterricht sind spürbar von der Sympathie für einen neukantianischen Apriorismus geprägt; wenn man „der Einfachheit halber“ als erkenntnistheoretische Alternativen zum Apriorismus außer dem Positivismus nur noch den naiven Realismus heranzieht und jedes Moment der Idealisierung und begrifflichen Konstruktivität für den Apriorismus in Beschlag nimmt, wenn man es so darstellt, als ob nur die Positivisten und nicht auch manche Kantianer erklärt hätten, daß man zwischen Kant oder Einstein zu wählen habe (98), kann dies als etwas einseitig erscheinen. Der Beitrag von Wolff (Studienrat in Kirchheimbolanden) über den Chemieunterricht hat mit der Schwierigkeit zu ringen, daß die philosophischen Elemente in der Chemie nur zum geringen Teil spezifischer Natur und zum größeren Teil allen Naturwissenschaften gemeinsam sind (155); die Behauptung, daß die Chemie auf Ordnungen, Symmetrien und Harmonien stoße, die „weder physikalisch noch überhaupt erklärbar“ seien (144), geht wohl zu weit. Brüggemann (Studienassessor in Gießen) erblickt im morphologischen Organismusbegriff und in der teleologischen Betrachtungsweise den Brennpunkt der philosophischen Problematik des Biologieunterrichts, will aber im Anschluß an Kant und N. Hartmann die Teleologie nur als heuristisches Prinzip anerkennen — was natürlich zu der „bis heute noch nicht endgültig geklärten Frage“ führt, warum gerade die biologischen Objekte die teleologische Betrachtungsweise zwingend erfordern (207). — Das Buch bietet eine Fülle von Hinweisen und Anregungen nicht zuletzt didaktischer Art, die für die philosophische Vertiefung des Fachunterrichts auch dann äußerst willkommen und fruchtbar sein werden, wenn man sich den philosophischen Positionen der Autoren nicht in allem anschließen kann.

Büchel

Mittelstaedt, H. (Herausg.), Regelungsvorgänge in der Biologie. Vorträge der Tagung „Biologische Regelung“. gr. 8° (177 S.) München 1956, Oldenbourg. 16.— DM. — Einleitend beschreibt E. v. Holst die wissenschaftsgeschichtliche Situation, in der die Regelungstechnik auch für die Biologie bedeutsam geworden ist. Die von Jahr zu Jahr ansteigende Flut von Tatsachen hat einen großen

Teil von Forschern auf jegliche Übersicht und Synthese bereits verzichten lassen, so daß Gedanken über den inneren Zusammenhang der Tatsachen oft von vornherein als Spekulationen abgetan werden. „Nur ein kleiner Rest sucht den konkreten Ordnungsprinzipien auf die Spur zu kommen, die im lebenden Objekt selbst den gesetzmäßigen Funktionszusammenhang bedingen. Die Anbetung der ‚reinen facta‘ muß sich als besonders folgenschwer erweisen, wo es um Funktionssysteme geht, deren Hauptleistung gerade die Koordinierung verschiedenster Elementarvorgänge ist, also vor allem beim zentralen Nervensystem. In der Tat herrscht hier ein beklemmendes Mißverhältnis: der Fülle gewußter Einzelfakten stehen die allerbescheidensten Vorstellungen über ihren Zusammenhang im lebenden Organismus gegenüber“ (7). Von der Technik, und zwar vor allem von der „Kybernetik“ her, glaubt nun der Verf., kämen Ordnungsprinzipien, die auch für die Biologie von der größten Bedeutung werden müssen. Daß man bereits von einer biologischen Regelkunde sprechen kann (8), scheint mir nach allem, was bisher vorliegt, noch reichlich verfrüht. Sicher aber ist schon jetzt, daß man von der neuen Betrachtungsweise viele klärende Einblicke in biologische Vorgänge erwarten darf. Sehr zu begrüßen ist auch der Wunsch, den H. in der Einleitung ausspricht: „Vielleicht sollte an künftigen Diskussionen ein in den Irrwegen der historischen Philosophie erfahrener Erkenntnistheoretiker teilnehmen; das könnte der jungen ‚biologischen Regelkunde‘, die unvermeidlich Grundfragen berührt (Theologie-Kausalität, Psycho-Physisches Problem, Denken und ‚bewußt-sein‘) manch eigenen Irrweg ersparen“ (8). Über die Regelung in der Technik handelt *W. Oppelt*. Am Beispiel einer technischen Flüssigkeitsstandregelung wird der Aufbau einer Regelanlage beschrieben. Unter Regelung versteht der Ingenieur das Erzwingen eines gewollten Zustandes, indem dieser fortlaufend überwacht wird und eingegriffen wird, sobald sich der Zustand von seinem Sollwert entfernt. Über Regelung in der Biologie berichtet *H. Mittelstaedt*, und zwar mit Hilfe elementarer Beispiele (Gleichgewichtsregelung beim Fisch). Über die Stellung der Regelungstheorie im System der Wissenschaft schreibt *H. Schaefer*. Er gibt zu, daß die Deutung der biologischen Vorgänge als Regelvorgänge den biologischen Sachverhalt in charakteristischer Weise erhellt, dennoch seien biologische Regelvorgänge prinzipiell von technischen verschieden. Es folgen weitere Beispiele: Temperaturregelung des Organismus (*H. Hensel*), Blutzuckerregelung (*H. Drischel*), Zentralnervensystem (*H. Göpfert*), Orientierung der Lebewesen (*H. Mittelstaedt*), Dynamik vegetativer Regelvorgänge (*H. Drischel*), Insektenstaat (*M. Lindauer*). Mit einem mehr allgemeinen Gesichtspunkten gewidmeten Vortrag über die Grenzen der Maschinentheorie des Nervensystems von *G. Schaltenbrand* schließt der Tagungsbericht. Sch. betrachtet die finale Gerichtetheit der Lebensprozesse (165) als das wichtigste Kriterium des Lebens. Eines der wesentlichsten Elemente, die eine solche Gerichtetheit herbeiführen, sind die hier diskutierten Steuerungsvorgänge. Was sonst noch in diesem Beitrag und auch in den anderen Arbeiten dieses Buches über die philosophische Deutung der Regelungsvorgänge gesagt wird, kann nur als tastender Versuch gewertet werden.

H a a s

*Tinbergen, N., Instinktlehre. Vergleichende Erforschung angeborenen Verhaltens.* Übers. von *O. Koehler*. 2. Aufl. gr. 8<sup>o</sup> (256 S., 130 Abb.) Berlin u. Hamburg 1956, Parey. 25.60 DM. — Daß es sich in dem vorliegenden Buch um ein grundlegendes Werk über Instinktlehre handelt, sieht man schon daran, daß das Buch bereits nach kurzer Zeit im deutschen Sprachgebiet neu aufgelegt werden mußte (1. Aufl. 1952). Die 2. Aufl. ist ein nahezu unveränderter Abdruck der ersten. Ergänzt wurden nur das Schriften-, Autoren- und Sachverzeichnis sowie die sehr nützliche zweisprachige Liste der Fachausdrücke. Das Buch selbst ist die erweiterte Fassung einer Reihe von Vorlesungen, die der in der Verhaltensforschung führende Verf. im Febr. 1947 in New York (Columbia-Universität) gehalten hat. Er nennt sein Buch mehr ein Programm als eine erschöpfende Darstellung. Aber man muß sagen: Es ist weit mehr als ein Programm. Seine 1. Aufl. wurde schon „ein internationales Arbeitsprogramm“, „ein geradezu klassisches Buch experimenteller Verhaltensforschung“ genannt. Sein Anliegen formuliert der Verf. im Vor-

wort folgendermaßen: „Es gilt, die ethologischen Fragestellungen, vor allem die nach den Ursachen instinktiven Verhaltens in organischen Zusammenhang zu bringen. Sie sind versuchsweise in den ersten fünf Kapiteln behandelt. Hierbei standen zwei Gesichtspunkte im Vordergrund, erstens die hierarchische Natur des Systems dieser Kausalbeziehungen klarzumachen und besonderen Wert auf das Erkennen der verschiedenen Integrationsstufen zu legen, zweitens die Ethologie mit der Neurophysiologie zusammenzubringen.“ Die Kap. VI—VIII behandeln die Ontogenie, den Anpassungswert und die Stammesgeschichte des Verhaltens. — Der Verf. weigert sich, in die Ethologie als Kausalforschung zwei wichtige Seiten des Verhaltens einzubeziehen, nämlich die Zielstrebigkeit und seine subjektive Seite. In dem Kap. über den Anpassungswert des Verhaltens betont er aber die Wichtigkeit der Untersuchung des biologischen Zweckes, den er allerdings fast ausschließlich als „Selektionswert“ einengt und versteht (145). Was die subjektive Seite des Verhaltens betrifft, so möchte der Verf. das Subjektive (Affekte, Innenerlebnisse etc.) weder behaupten noch leugnen und deshalb aus der Erforschung ausschließen. „Gewiß leugnet, wie schon gesagt, der Ethologe keineswegs, daß Tiere Psychisches erleben mögen, aber er lehnt mit Schärfe die Behauptung ab, psychische Vorgänge könnten Ursache physiologischer Vorgänge sein. Physiologie ist reine Naturwissenschaft, und in ihr hat nichts Platz, was sich nicht nach naturwissenschaftlicher Methode beobachten läßt“ (5). Hier möchte man doch entschieden dem Übersetzer, O. Koehler, der selbst ein sehr erfahrener und überaus kenntnisreicher Tierpsychologe und Verhaltensforscher ist, beipflichten, wenn er im „Vorwort des Übersetzers“ betont, daß er schon auf der Instinktstufe die Affekte als subjektive Begleiter angeborenen Verhaltens nicht hätte verschweigen können.

H a a s

Hartmann, M. (Herausgb.), Fortschritte der Zoologie. Bd. 11. gr. 8° (353 S. 53 Abb.) Stuttgart 1958, Fischer. 46.— DM. — In der für eine allgemeine Orientierung in der Biologie außerordentlich wichtigen Veröffentlichung der Fortschritte der Zoologie finden sich kurze Referate der im Berichtsjahr erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten. An der Bearbeitung des umfangreichen Stoffes (aus Morphologie mit Zytologie und Histologie, Entwicklungsgeschichte, Systemlehre und Stammesgeschichte, Physiologie des Stoff- und Energiewechsels, Physiologie des Formwechsels, Ökologie) sind Fachleute beteiligt, die die neuen Arbeiten übersichtlich zusammenstellen und durch Hinweis auf die einschlägigen Literaturstellen belegen. Das jeden Abschnitt begleitende, meist sehr ausführliche Literaturverzeichnis stellt zugleich eine gute Bibliographie des behandelten Teilgebietes dar. — Über Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Wirbellosen berichtet G. Czihak (Tübingen) für den Zeitraum von 1945—1956. Er behandelt vorerst nur die eigenartigen, aber um so interessanteren Mesozoa und dann die Porifera (Schwämme). Im Kap. über die Schwämme interessieren den Naturphilosophen besonders die Reizerscheinungen und erregungsleitenden Elemente (24 ff.). Über tiergeographische Arbeiten (1950—1956) berichtet G. Niethammer, wobei er in der Auswahl der Arbeiten mehr der historischen als der ökologischen Betrachtungsweise den Vorzug gibt. Besonders interessant ist in diesem Bericht der Abschnitt über Tierverbreitung und Evolution. „Heute herrscht unter den Biologen zweifellos die Überzeugung vor, daß der Weg zu neuen Arten meist über die Unterarten oder geographischen Rassen führt, daß die subspecies in vielen Fällen eine species in statu nascendi ist“ (40). Diese Ansicht wird bestritten von Peus (1950) und Hoesch (1956). Ich erinnere daran, daß auch Conrad-Martius in ihrem Abstammungsbuch von allgemeineren Erwägungen aus diese Meinung der Biologen als unzutreffend bezeichnet. Für den Tiergeographen ist unter den Evolutionsfaktoren besonders die Isolation bedeutungsvoll. Ihre Bedeutung für die Artbildung ist namentlich von Mayr (1954) betont und analysiert worden. Interessant sind unter dieser Rücksicht auch die Erscheinungen der „psychischen Isolation“ (z. B. Stimm-Unterschiede bei sonst extrem ähnlichen Vogelarten). Auch die Rufe zweier nahverwandter Froscharten können ein sexualbiologisches Isolationsmittel darstellen. Aufschlußreich für das Problem der Artbildung ist auch die Aufspaltung einer Tiergruppe in zahlreiche Inselformen wie sie neuerdings von Amadon (1950) für die Drepaniiden der

Hawaiischen Inseln analysiert worden ist, und zwar nicht nur die Evolution der Rassen und Arten, sondern auch der Gattungen und Familien. Eine vielfältige Bearbeitung hat gerade in den letzten Jahren — im Hinblick auf die Mikroevolution — die Wirkung der Eiszeit auf die heutige Verbreitung der Tiere und die post-glaciale Wiederbesiedelung des mit dem weichenden Eise freiwerdenden Landes gefunden. Eine reiche Fülle von Anregungen kann man auch aus den folgenden Abschnitten schöpfen: Populationsdynamik (interessant die Arbeiten über Zyklen), Vagilität, rezente Änderungen von Arealgrenzen. — Über die Physiologie der Bewegungen und Teilungsbewegungen tierischer Zellen berichtet *Hoffmann-Berling*, über Nervenphysiologie *F. P. J. Diecke*, über das Zentralnervensystem (Funktionsstruktur des Zwischenhirns) *E. v. Holst*, wobei besonders der letztgenannte Beitrag für die Verhaltensforschung von Bedeutung ist. Der letzte Beitrag dieses Bandes über Ökologie von *W. Kühnelt* umfaßt den Zeitraum von 1950—1955 und macht uns mit einer Fülle von Arbeiten bekannt, entsprechend den zahlreichen Beziehungen, welche die Ökologie zu den verschiedensten Teilgebieten der Biologie (Morphologie, Physiologie, Verhaltensforschung) hat.

H a s

*Andréz Alonso, V., S. J., Hacia el origen del hombre. gr. 8° (390 S.) Comillas 1956, Universidad Pontificia. 120.—Pes.* — Die in den „Publicaciones anejas a Miscelanea Comillas“ erschienene Schrift gibt einen umfassenden Überblick über die Abstammungsfrage beim Menschen. Die weitverbreitete Verwirrung, die in der Frage nach dem Ursprung des Menschen, besonders durch nichtberufene und nichtfachmännische, populäre Schriftsteller angerichtet wurde, hat den kenntnisreichen Verf. veranlaßt, eine das gesamte Tatsachenmaterial darlegende und beurteilende Studie vorzulegen. Leider hat der Verf. seine Studien nicht mehr vollenden können, so daß einer seiner Schüler die Arbeit vervollständigen und abrunden mußte. Der jetzige Herausgeber, *R. J. Azpeitia Ezpondaburu S. J.*, mußte vor allem den paläontologischen Teil ergänzen und die neuesten Entdeckungen und Arbeiten zur Verbesserung des Textes heranziehen. Im übrigen folgte er aber möglichst treu der Konzeption des Autors, selbst da, wo er selbst anderer Ansicht war. Er sagt darüber selbst: „Obwohl heute die Möglichkeit einer chronologischen Priorität des *Homo sapiens* völlig außer Betracht gekommen ist, wurde trotzdem die ganze Studie über diese Theorie beibehalten, eine Theorie, welcher man nur noch vor einigen Jahren Beachtung schenken konnte, da jetzt bewiesen ist, daß sie jeglicher wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit entbehrt“ (16). Der umfangreiche Stoff wird in drei Teilen vorgelegt: 1. Indicios del origen filogenésico del hombre en solo el hombre (en la humanidad actual, en la humanidad prehistórica). 2. Indicios del origen filogenésico del hombre en los animales (en los monos actuales, en los monos fosiles, en los animales infraprimáticos). 3. Vista y conclusiones de conjunto. Da der Verf. sowohl die Deutungen von Vallois und Bolk als auch die sehr gemäßigten Theorien von Westenhöfer, Birkner und O. Kuhn ablehnt, bleibt schwer ersichtlich, wie der moderne paläontologische Befund überhaupt noch deutbar sein sollte. Auf diese Weise kann wohl der entstandenen Verwirrung, von der der Verf. sprach, nicht leicht abgeholfen werden.

H a s

*Saller, K., Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung. Begründet von R. Martin. 3., völlig umgearb. u. erw. Aufl. 4.—6. Lieferung. gr. 8° (S. 519—662, 663—838, 839—998). Stuttgart 1957/58, Fischer. 23.— und 26.40 und 24.—DM.* — Zu den früheren Lieferungen vgl. Schol 32 (1957) 423 f. Mit der 4. Lieferung findet der 1. Bd. seinen Abschluß. In ihm wird zuerst die *osteometrische Technik* in allen Einzelheiten dargelegt. Es ist wichtig, daß man jeden einzelnen Knochen des Skeletts einer genauen Formanalyse unterziehen kann, weil sonst eine Bearbeitung und Beurteilung z. B. fossiler Menschenreste nicht möglich wäre. Anschließend werden die physiologischen Methoden besprochen. Während aber die morphologische Anthropologie ihre ganz besonderen, eigenständigen Methoden ausgearbeitet hat, mit der sie bereits wesentliche Ergebnisse erzielt hat, befindet sich in der physiologischen Anthropologie das meiste noch im Fluß und im Anfangsstadium. Das gilt besonders für eine exakte Konstitutionslehre. — Die 5. Lieferung

führt mit dem Thema „Die Ernährung des Menschen“ die somatische Anthropologie fort. Das Kap. beginnt mit einem interessanten Überblick über die Ernährungsgeschichte. Sie zeigt, daß der Mensch von Natur aus sowohl Fleisch- wie Pflanzenesser ist. Aus der Ernährung der heutigen Menschenaffen auf die ursprüngliche Ernährung des Menschen zu schließen, ist unmöglich, obwohl man das vielfach versucht hat. Die heutigen Affen sind in ihrer Ernährung ebenso einseitig spezialisiert wie in vielen morphologischen Merkmalen. Über die Ernährung der Vorformen des Menschen weiß man wenig Sicheres. Australopithecus prometheus soll bereits die Jagd (Paviane) gekannt haben. Sinanthropus soll anscheinend sogar das Fleisch seiner Artgenossen verzehrt haben. Sicher war für den eiszeitlichen Menschen Europas die Jagd die Hauptnahrungsquelle. Vor allem in den Zwischeneiszeiten spielte die pflanzliche Nahrung bei den menschlichen Frühformen ebenso wie heute noch bei manchen Naturvölkern eine bedeutende Rolle. Im Neolithicum betrieben die Bewohner des mitteleuropäischen Raumes bereits Ackerbau und Viehzucht. Als Beispiel für die Entwicklung der unterschiedlichen Ernährungsweisen wird die Geschichte der Ernährung im mitteleuropäischen Raum weiter ausgeführt. Sodann werden die Ernährungsunterschiede beim Menschen (rassische und landschaftliche, soziale, individuelle Unterschiede) aufgezeigt. Abschließend wird ein Überblick über den Nahrungsbedarf vorwiegend der europäischen Rasse gegeben. — Über das wichtige Thema „Körpergestalt“ handelt der Schluß von Lief. 5. und Lief. 6. Zunächst wird ganz allgemein auf die hauptsächlichsten morphologischen Charakteristika der menschlichen Körperform, vor allem den aufrechten Gang, aufmerksam gemacht. Sodann werden die wesentlichsten Geschlechts- und Altersunterschiede besprochen. Weitere Kap. behandeln die Größen- und Formverhältnisse des Körpers im allgemeinen und der einzelnen Körperabschnitte im besonderen. — Wie in den früheren Lieferungen, so ist auch in den hier besprochenen Abschnitten des großangelegten Lehrbuches ein reiches Illustrations- und Tabellenmaterial dem Text beigegeben; es erleichtert das Studium wesentlich. Das Werk, für das wir dem Verf. und Verlag dankbar sein müssen, gehört heute schon zum notwendigen Rüstzeug eines Anthropologen.

H a a s

Snyder, L. H., Grundlagen der Vererbung. Lehrbuch der allgemeinen Genetik. Deutsche Ausg. hrsg. v. W. Lehmann. 8° (465 S.) Frankfurt a. M. 1955, Metzner. 34.50 DM. — Früher hatte die deutsche Forschung einen wesentlichen Anteil am Ausbau der Genetik. Die schweren Verluste, die der Krieg gebracht hat, haben auch der deutschen genetischen Forschung sehr geschadet. Fühlbar war besonders der Mangel an guten Lehrbüchern der Genetik, wenn auch die Werke von Fitting (1949) und Kühn (1950) eine gewisse erste Überbrückung der Notlage darstellten. Nicht nur der Biologe, Mediziner und Züchtungspraktiker, sondern auch der Naturphilosoph, der doch immer auf die Ergebnisse der Naturwissenschaften achten muß, wird darum dem Verf., dem Verlag und dem Herausgeber der deutschen Ausgabe zu Dank verpflichtet sein, daß dieses umfassende Werk des bekannten amerikanischen Genetikers in deutscher Übersetzung erscheint. Das Buch umfaßt nicht nur alle Teilgebiete der Genetik einschließlich der Erbbiologie des Menschen, sondern weist auch immer wieder auf die praktische Anwendung der genetischen Forschung in der Pflanzen- und Tierzucht hin. Es ist dem Herausgeber auch zu danken, daß er zu den bereits vom Verf. erwähnten deutschen Arbeiten noch weitere deutsche Literatur hinzugefügt hat. Das Lehrbuch behandelt den Stoff in 30 Kapiteln und zwar in folgender Anordnung: Der Verf. beginnt mit der einfachen Mendelschen Vererbung, zeigt dann die stofflichen Grundlagen dieser Vererbung und geht sodann zu den Kreuzungsexperimenten über (Kreuzungen mit 2 Genpaaren, abweichende Zahlenverhältnisse bei zweipaarigen Kreuzungen, Wahrscheinlichkeitsrechnung). Nachdem so die Grundlagen gelegt sind, können die komplizierteren Erbverhältnisse analysiert werden, wie sie z. B. in den geschlechtsgebundenen Genen, in den Letalgene, in der multiplen Allelie, in der Koppelung und anderen Erscheinungen vorliegen. Eines der wichtigsten und wirksamsten Mittel in der Hand des Züchters ist die Auslese, die lange schon vor der Entdeckung der Gesetzmäßigkeiten der Vererbung bekannt war. Erst mit den wissenschaftlichen erbbiologischen Kennt-

nissen setzte ein Verständnis dafür ein, daß es sich bei der Auslese wirklich nur um ein Aussortieren gewisser Genkombinationen handelt. Über die besonders für den Züchter wichtigen Tatsachen der Auslese und Inzucht, der Vererbung bei Haustieren und Kulturpflanzen handeln die nächsten Kapitel. In den letzten Jahren lieferte das Studium der Chromosomenaberrationen wichtige Beiträge zu unserem Wissen über die erblichen Variationen. Der Verf. versteht es, diese etwas komplizierteren Verhältnisse mit besonderem Geschick dem Verständnis nahezubringen. Die letzten Kap. zeigen die Anwendung der Vererbungsforschung auf den Menschen (Genmutation beim Menschen, Eugenik, die Analyse menschlicher Familienstammbäume). Es ist ein großer Vorteil dieses Lehrbuches, daß es am Ende jedes Kapitels den Stoff nochmals in Form von Fragen und Aufgaben kurz durchgeht, so daß das Werk sich auch hervorragend für das private Studium eignet. Die Übersetzung ist außerordentlich gewissenhaft, auch unter Heranziehung entsprechender Fachwissenschaftler, ausgeführt.

H a a s

Bürger, M., Die Hand des Kranken. 8° (445 S.) München 1956, Lehmann. 37.— DM; geb. 40.— DM. — Was hier nach vieljährigen Studien als eine Ausdruckskunde der kranken Hand vorgelegt wird, dürfte nicht nur den Mediziner, sondern ebenso den Anthropologen, Psychologen und Biologen interessieren. Den Erörterungen über die Hand des Kranken ist eine kurze Darstellung über die Hand des Gesunden vorausgeschickt. Zuerst wird über die Bedeutung der Hand für den geistigen Aufstieg der Menschheit berichtet. Es wird betont, daß mit der Ausbildung der Hand auch das Gehirn gleichen Schritt halten mußte. Die Ausbildung von Hand und Gehirn ist aber erst möglich, wenn die vorderen Extremitäten frei werden. So wird die Bipedie als einer der entscheidendsten Anstöße für die Bildung der Hand angesehen. Sie ist so jenes motorische Organ geworden, durch das Mensch und Tier sich wesentlich unterscheiden. Dieser Tatbestand wird in den nächsten Kapiteln (Entwicklungsgeschichte, Knochenkernentwicklung, Anatomie der Hand, die Fingernägel) weiter ausgebaut und entwicklungsgeschichtlich erhellet. Um die gestaltlichen Umprägungen und Ausprägungen der kranken Hand richtig verstehen zu können, muß man sich zuerst über die große Variationsbreite der gesunden Hand orientieren. Deshalb werden anschließend die einzelnen Handtypen, die Hand der Alterstypen und Geschlechter, die Handlinien und die Finger- und Handleisten untersucht. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verf. in einem eigenen Kap. die Unhaltbarkeit der Chiromantie nachweist. Der 2. Hauptteil (Pathologischer Teil) wird eingeleitet durch einen Bericht über die angeborenen Fehlbildungen und Entwicklungsstörungen an der Hand. Es ist bemerkenswert, daß der weitaus größte Teil jener Gebilde, die wir als Mißbildungen der Hand beobachten, als Ausdruck von Variationserscheinungen zu werten ist. Außerordentlich mannigfaltig sind auch die Erkrankungen des Bewegungsapparates der Hand (Gelenke, Knochen, Sehnen). Interessant ist, daß selbst Erkrankungen des Atmungsapparates, des Kreislaufes, des Stoffwechsels und endokrine Korrelationsstörungen sich im Bild der Hand gleichsam in vielgestaltiger Weise abspiegeln. Als besonders eindrucksvolles Anzeichen einer Erkrankung kann der Kenner die besonderen Bildungen an den Fingernägeln benützen. Der letzte Teil des Buches behandelt deshalb die „Onychopathologie“ (pathologische Veränderungen des Nagels). Besonders einseitige Ernährungsstörungen finden in Nageldystrophien klaren Ausdruck. Auch überstandene schwere Erkrankungen hinterlassen ihre Spuren an den Nägeln. „Eine monographische Betrachtung der Hand hat also für den Arzt nicht bloß die Bedeutung einer belanglosen Ergänzung des Gesamtstatus seines Patienten, sondern gibt ihm wichtige Hinweise über Art und Ablauf mancher schicksalsentscheidenden Gesamterkrankung“ (414). Indem die Hand gleichsam als Spiegel einer Erkrankung des Menschen erscheint, gibt uns das Werk zugleich ein sehr anschauliches Material zum Beweis der leibseelischen Einheit des Menschen an die Hand.

H a a s

Roldán, A., S. J., *Metafísica del sentimiento*. gr. 8° (494 S.). Madrid 1956, Instituto „Luis Vives“. — Diese umfangreiche Arbeit über die Metaphysik der Gefühle stellt in mehr als einer Beziehung eine sehr beachtliche Leistung dar. Ihre metaphysischen Grundgedanken verdienen eine eingehende Diskussion. Sie sind ge-

eignet, zu einer fruchtbaren Besinnung über metaphysische und anthropologische Zusammenhänge des Seelenlebens und des seelischen Seins zu führen. Der Verf. ist zwar ein entschiedener Suarezianer; er hat aber auch den Mut, eigene und neue Wege zu gehen. Trotz mancher Vorbehalte, die sowohl das mehr Formale — die Darstellung ist, besonders im 1. Teil, zu breit geworden und nicht immer auf den Stand der neueren psychologischen und physiologischen Forschung gebracht — wie auch das Inhaltliche betreffen, ist das Werk als Ganzes zu begrüßen. — Im 1. Teil des Buches (Existenz und Eigenart der Gefühle, 31—249) geht der Verf. zunächst auf eine Reihe neuerer, auch neuerer scholastischer Gefühlstheorien ein (31—51); diese Untersuchung ergänzt er später in einem Kap. über die innere Natur der Emotionen (142—203). Besser hätte er wohl diese Theorien in einem einzigen Zusammenhang behandelt und sich dabei kritisch die Frage gestellt, ob zwischen Gefühl und Emotion überhaupt ein Unterschied angesetzt werden kann und wie dieser Unterschied des näheren zu bestimmen ist. Die Eigenart der Gefühle gegenüber dem Erkennen und dem Streben sucht der Verf. nicht auf dem Weg einer phänomenologischen Analyse darzutun, wie er sich von der Empirie her angeboten hätte. Er versucht vielmehr ein „objektiv-subjektives“ Kriterium aufzustellen. Dabei stützt er sich sowohl auf den psychologischen Gedanken der wechselseitigen Nichtzurückführbarkeit wie auf das in der Scholastik allgemein anerkannte Prinzip des je neuen Formalobjektes (62—78). Als Formalobjekt der Gefühle hat nach R. nicht das Werthafte zu gelten, sondern „el grato“, das mit dem deutschen „Angenehm“ nicht ganz wiedergegeben ist. — Auf dieser Theorie des Verf. beruhen weitgehende philosophische Folgerungen, die im 2. Teil dargelegt werden. Zunächst ergibt es sich, daß auch für das höhere Seelenleben ein eigenes geistiges Gefühlsvermögen angenommen werden muß: also eine Art Trichotomie der seelischen Struktur selber. Weiterhin meint der Verf., daß dieses „grato“ neben dem Wahren und Guten als ein transzendentes Prädikat des Seins als solchen angesehen werden müsse (255—285). Die Begründungen für diese Behauptungen, soweit sie sich auf den Transzendentalcharakter des Gratum beziehen, müssen hier kritischen Beleuchtungen der Ontologie überlassen werden. Man wird aber kaum leugnen können, daß der Verf. mit seinen philosophischen Analysen die Existenz eines eigenen Fühlvermögens wahrscheinlich gemacht hat. — Es sei wenigstens noch kurz auf die beiden Hauptabschnitte des 2. Teiles hingewiesen: Synthese der Metaphysik als Grundlage einer philosophischen Synthese (255—391); Philosophie der Werte (393—471). Vgl. auch die Anzeige des kürzeren Artikels des Verf.s zum gleichen Thema oben im Kap. „Gesamtdarstellungen“ bei der Besprechung der Zeitschrift *Convivium*.  
Gilen

v. Mangoldt, U., Das Menschenbild. Stufen der menschlichen Entwicklung. 8° (191 S.) München-Planegg 1956, Barth. 14.80 DM. — In diesem Buche geht es nicht etwa um eine empirisch fundierte Untersuchung zur Entwicklungspsychologie, auch nicht um eine wissenschaftliche Begründung des hier ganzheitlich genommenen Menschenbildes. Am ehesten könnte man das Buch als eine symbolische und religiöse Meditation zu den zwölf Stunden bezeichnen, in die die Weisheitslehre des Talmud den Schöpfungstag des ersten Menschen einteilt (14). Dem Leser drängt sich die Frage auf, wieweit überhaupt die Analyse von Bildern und Symbolen (dem Buche sind 12 Bilder beigegeben) einen ernsthaften Beitrag liefern könne für anthropologische, psychologische und metaphysische Gedankengänge zum Menschenbild. Doch liegt diese Frage außerhalb des Rahmens, den das Buch sich gesetzt hat. Es behandelt (in meditativer, nicht in wissenschaftlicher Form) die zwölf Stunden Adams (11—90); zwölf Stunden Christi, des zweiten Adam (93—142); den Weg des Menschen, der gleichfalls in diesem Schema gesehen wird (145—188). Gilen

Görres, A., Methode und Erfahrungen der Psychoanalyse. 8° (303 S.) München 1958, Kösel. 19.80 DM. — Zahlreich sind die Bücher, die über Freud und die Psychoanalyse geschrieben worden sind, aber selten sind die selbständigen Arbeiten, die den Leser bereichern. Das Buch von G. gehört zweifellos zu der zweiten Klasse; denn der Verf. ist zugleich ein erfahrener Fachmann und ein be-

sonnener Denker. Von Anfang an ist man eingenommen von seiner kritischen Haltung, die die rechte Mitte einhält zwischen naiver Begeisterung und leidenschaftlicher Ablehnung. G. nimmt Freud ernst, wenn dieser behauptet, die Gesamtheit seiner Entdeckungen sei „ein Klumpen Erz mit unbekannt wieviel edlen Metallen“ (11). G. sucht sie durch ein geduldiges und aufmerksames Studium aus der Schlacke herauszuschälen. Die Tatsache, daß er die Punkte herausstellt, die keine Bedeutung haben, nimmt den wertvollen Elementen nichts an innerem Wert. G. läßt die überholten Theorien Freud's bewußt beiseite und behält seine Methode, die er einer kritischen Prüfung unterwirft: die genaue Erforschung des psychischen Seins des Menschen durch ein Aufmerken auf jede Regung der Seele, mag sie auch völlig unbegreiflich, rein zufällig oder sinnlos scheinen. Die Anwendung dieser Haltung hat die Entdeckung einer Reihe psychischer Mechanismen ermöglicht, deren Bedeutung keinem entgeht; selbst die eingefleischtesten Gegner der Psychoanalyse greifen oft ohne jedes Bedenken das Beste dieser Entdeckungen auf. Aber es genügt nicht, auf die interessantesten Bestandteile hinzuweisen. Der Verf. untersucht in den ersten Kapiteln das Ziel der Psychoanalyse und die Forderungen, die sie zu diesem Zwecke an ihren Patienten stellt. Von dorthin weist er darauf hin, welche Forderungen sich daraus für den Therapeuten und für die therapeutische Praxis ergeben. Hier fühlen wir handgreiflich die Unvoreingenommenheit des Verf. Auf der einen Seite unterstreicht er die genaue Tragweite der landläufigen Ausdrücke (z. B. Tiefenpsychologie, unbewußte Vorstellung). Auf der anderen Seite fügt er auf Grund seines Vorgehens die Bereicherung von seiten der Psychotherapie in die Gesamtheit einer anthropologischen Psychologie ein. Wenn der Verf. dann zu dem Studium der Übertragung und der psychischen Widerstände übergeht, beginnt er wieder damit, diese Freudschen Gegebenheiten in eine allgemeine Psychologie einzugliedern. Auch hier weist er ihre „normalen Formen“ oder ihre „Modelle“ im Verhalten des psychisch gesunden Menschen auf. Dadurch macht er uns besser als durch eine leere Rhetorik oder durch pathetische Ausrufe begreiflich, daß weder alles analysiert werden muß noch alles analysiert werden kann. Es gibt Beziehungen, die nichts Unechtes haben, wie es Widerstände gibt, die bis in ihre Wurzel gesund sind. Zum Schluß spricht der Verf. kurz über sämtliche durch die Psychoanalyse entdeckten elementaren Gegebenheiten (die psychischen Phänomene), von den Strukturen, die man dort entdecken kann, und von den Vorgängen, die ihrem Ursprung zugrunde liegen. Diese zentralen Kapitel des Buches erlauben infolge der großen Zahl der zu beschreibenden Gesichtspunkte keine ausführlichen Behandlungen. Aber es gelingt dem Verf. durch seine Beschränkung, die wichtigsten Punkte in einem Abriss zusammenzufassen, wo der Zusammenhang der verschiedenen Elemente nachdrücklich unterstrichen wird. Jeder Leser wird mit Freuden zu diesem Werk greifen, das die anthropologischen Gesichtspunkte der Psychoanalyse hervorhebt, sich dabei über die Polemik erhebt und die Ergebnisse eines halben Jahrhunderts der Psychoanalyse in den Schmelztiegel eines unerbittlichen Denkens und einer ehrfürchtigen psychischen Erfahrung wirft. Seelenführer und Erzieher werden darin ebenfalls eine reiche Ernte an sehr wertvollen Fingerzeigen für ihre Aufgabe finden.

Hostie

Hostie, R., C. G. Jung und die Religion. 8<sup>o</sup> (304 S.), Freiburg 1957, Alber. 17.50 DM. — Das Buch ist eine Übersetzung der ursprünglich in niederländischer Sprache geschriebenen Untersuchung über die analytische Psychologie C. G. Jungs und ihre umstrittene Stellung zur Religion. Der religionspsychologisch interessierte Leser sei vor allem auf die Kap. Psychologie und Religion (135—201), Psychotherapie und Seelsorge (202—228), Psychologie und Dogma (229—281) hingewiesen. Eine ausführliche Besprechung der französischen Ausgabe in Schol 32 (1957) 135 f.

Gilen

Potempa, P. R., Persönlichkeit und Religiosität. Versuch einer psychologischen Schau. 8<sup>o</sup> (116 S.) Göttingen 1958, Verlag für Psychologie. 14.80 DM. — Die Gesichtspunkte, unter denen der Verf. dieser wertvollen Untersuchung sein Problem angeht, ergeben sich aus der ihm vorschwebenden Aufgabe der Religions-

psychologie. Sie ist „die systematische Lehre vom religiösen Erleben und religiösen Verhalten unter ganzheitlich-personalen Aspekten“ (2). Das Buch zeichnet sich aus durch die umfassende Literaturkenntnis P.s, die sich nicht nur auf allgemeine und Religionspsychologie, sondern darüber hinaus auch auf die Philosophie und Theologie der religiösen Phänomene und Sachverhalte erstreckt; so wird der Leser zum Teil recht eingehend mit den Gedanken und Fragestellungen von G. Marcel, Newman, Guardini konfrontiert. Vielleicht wäre es, auch im Interesse weiterer Forschungen, gut gewesen, dem Buch ein eigenes Literaturverzeichnis beizugeben. — Im 1. Teil seiner Untersuchung handelt der Verf. vom Menschen als Persönlichkeit (3—30): Der Mensch als Person, der Mensch als Persönlichkeit, die Persönlichkeit als gottverbundenes Wesen. Mit Recht sieht P. das Wesentliche der Persönlichkeit in ihrer Wertbestimmtheit (14). Von dieser Sicht aus gewinnt er den Zugang zu einer Analyse des Verhältnisses von Persönlichkeit und Religiosität: die Persönlichkeit ist ihrer inneren Struktur nach offen auch auf den höchsten Wert hin, auf Gott und auf das Göttliche (20). Und Religiosität ist „die erlebte Beziehung zu Gott“ (31). Im 2. Teil geht P. auf die das religiöse Erleben ein (31—116). Er gibt zunächst eine Beschreibung des Erlebens im allgemeinen. Dabei ist der Charakter der Ganzheitlichkeit und die Tendenz auf Kommunikation hervorzuheben. Sodann wird die Eigenart des religiösen Aktes aufgewiesen. Tiefe, Intensität, Ganzheitlichkeit und Kommunikation sind ihm mit anderen seelischen Phänomenen gemeinsam. Das Auszeichnende ist die Art der Kommunikation, der intentionale Gehalt dieser Kommunikation. Jeder religiöse Akt ist nach P. wesentlich auf den personalen Gott bezogen. So unterscheidet P. dann im Funktionskreis des religiösen Erlebens (50—116) das unruhevolle Suchen nach Gott, das Bemerkende und Erfassen Gottes, das Angemutetwerden durch das Göttliche, das wirkende Verhalten zu Gott. Mit dieser Angabe der untersuchten Themen ist allerdings der Inhalt dieses gehaltvollen Abschnittes nur angedeutet. — Zum Schluß der Besprechung sei auf ein Problem hingewiesen, das vielleicht noch weiterer Klärung bedarf. Es fragt sich nämlich, ob der religiöse Akt wesensnotwendig auf ein absolutes Du hin tendiert, wie der Verf. (mit manchen anderen Autoren) meint, und ob diese dem Akte vielleicht innewohnende Tendenz auf dem Wege einer rein psychologischen oder auch phänomenologischen Analyse deutlich gemacht werden kann.

Gilen

#### 4. Ethik und Gesellschaftslehre, Rechts- und Staatsphilosophie

Ehrlich, W., Ethik. gr. 8 (140 S.) Tübingen 1956, Niemeyer. 10.50 DM. — In der Vorrede entfaltet E. klar das Problem der Ethik, wie er es sieht. Die autonome wissenschaftliche Ethik will, um die Freiheit des Menschen zu retten, die Ethik von der Metaphysik loslösen; höchstens läßt sie eine „Metaphysik“ irrealer Werte gelten und bietet so „Steine statt Brot“ (6). Für die Religion dagegen steht das Problem der Erlösung im Mittelpunkt; eine Autonomie des Menschen lehnt sie ab, die moralischen Prinzipien gibt der durch die Kirche verkündete Wille Gottes. „In beiden Fällen ist eine metaphysisch zureichende Ethik unmöglich. Die religiöse Moral bietet nie eine Ethik der Freiheit. Die wissenschaftliche Ethik bietet nie eine Ethik der Erlösung“ (8). Erlösung ist aber notwendig, freilich nicht Erlösung von einer Sündenschuld gegenüber Gott, sondern von einer „Weltschuld“, von der eine andere Welt nicht erlösen kann. Diese Schuld besteht in der Unterdrückung der großen Masse der Menschen durch wenige Herren; die (heidnische) Religion habe dieses „Recht“ sanktioniert (15). Auch heute noch besteht diese Schuld, wie der Bericht der UNO zeigt, nach dem von den heute lebenden Menschen „zwei Drittel im Zustande permanenten Hungers“ leben (18). Aufgabe der Ethik ist es, ein Gebiet des Lebens aufzuzeigen, das von dieser Schuld frei ist und von dem aus eine Selbsterlösung möglich ist. Dieses Gebiet nennt E. das der „Gehalte“. Was damit gemeint ist, sucht er zunächst am Beispiel der Natur zu zeigen. Wenn wir z. B. mit offenem Gemüt eine Landschaft betrachten, so spüren wir ihr „Wesen“, ihren „Charakter“. So müssen wir nun auch im Men-

schen nach dessen möglichem Gehalt suchen. Als solche Wesensgehalte des Menschen beschreibt E. die „spekulative Liebe“, den „transzendentalen Anstand“, die „Großzügigkeit“ und den „ontologischen Glauben“ (71—99). Welcher von diesen Gehalten der höchste Wert ist, bleibt offen. Die Wesensgehalte müssen durch Bildung vollendet werden. Diese Bildung ist nicht möglich ohne das äußere Werk. So kommt der Mensch zur rechten Wesensverfassung, zur transzendentalen Freiheit, in der er die Weltschuld innerlich überwindet. — Die Beurteilung dieser Ethik muß an den Grundlagen ansetzen. Der Gedanke der Erlösung von einer Schuld kann wohl nicht der erste Ansatz einer Ethik sein (und ist es auch in der christlichen Sittenlehre nicht), da der Begriff der Schuld schon den einer sittlichen Pflicht (die vernachlässigt ist) voraussetzt. Weiter ist zu fragen, ob die Schuld, von der der Verf. ausgeht, als Schuld gegen Gottes Ebenbild nicht auch Schuld gegen Gott ist. So wäre die Ethik also doch nicht von der Religion zu trennen. Religiöse Ethik ist allerdings, wenigstens im katholischen Sinn, keineswegs, wie E. meint, eine Ethik des rein positiven, nicht in der Wesensordnung gegründeten „Willens Gottes“.

de Vries

Proceedings of the American Catholic Philosophical Association. Vol. 31: Ethics and other knowledge. gr. 8<sup>o</sup> (236 S.) Washington 1957, Catholic University of America. 3.50 Doll. — Die Berichte über die alljährlichen Tagungen der „Amerikanischen Katholischen Philosophischen Vereinigung“ geben ein eindrucksvolles Bild von dem regen philosophischen Leben und Streben an den zahlreichen katholischen Kollegien und Universitäten der Vereinigten Staaten. Die 31. Tagung, die am 23. und 24. April 1957 in Chicago stattfand, hatte zum Hauptthema Wesen und Methode der Ethik und ihre Beziehungen zu anderen Erkenntnisarten, nämlich zum Glauben, zur Erkenntnislehre (Epistemology) und zur philosophischen Gotteslehre. Der Bericht enthält die fünf Hauptvorträge zu diesem Thema, zum Teil mit Korreferaten, sodann die Vorträge in den Sektionen (Round Table Discussions), in denen auch Probleme der Logik, der Geschichte der Philosophie, der Naturphilosophie und der Metaphysik zur Sprache kamen. Es folgt ein Referat von G. B. Phelan über die Zusammenarbeit von katholischen und nicht-katholischen Erziehern und Philosophen (193 bis 200), sodann nach mehr geschäftlichen Berichten ein Gesamtverzeichnis der Mitglieder der Vereinigung (212—236), unter denen die große Zahl von Ordensschwwestern auffällt. Der 1. Hauptvortrag (Presidential Address) von G. P. Klubertanz S. J. behandelt das Thema: The Empiricism of Thomistic Ethics (1—24). K. setzt sich besonders mit den Einwänden J. Leclercqs gegen die thomistische Ethik auseinander: Intellektualismus, Vernachlässigung der Erfahrung, zu starke Abhängigkeit von Aristoteles. In seiner Antwort findet K. kluge und sehr beachtenswerte Worte über die Aufgaben, die ein moderner Thomist und namentlich ein moderner thomistischer Ethiker zu erfüllen hat. Die Einwände Leclercqs sind viel eher gegenüber manchen modernen Thomisten berechtigt als gegenüber Thomas selbst, dessen geschichtliche Situation sie zuwenig berücksichtigen. Gut wird betont, daß die Abhängigkeit der Ethik von metaphysischen und psychologischen Prinzipien die Ethik nicht rationalistisch, sondern erst philosophisch macht; wenn man diese Grundlagen wegläßt, um eine „autonome“ Ethik zu schaffen, gerade dann kommt man zu einem falschen Apriorismus (18). Thomas vernachlässigt die Erfahrung keineswegs, wenn auch die Hinweise auf Erfahrungstatsachen in der Summa meist knapp sind. Welche Bedeutung diese Tatsachen für die Ethik des hl. Thomas haben, untersucht der Verf. nicht näher. Jedenfalls scheint es uns nicht angebracht, von einem „Empirismus“ der thomistischen Ethik zu sprechen; aber vielleicht hat das englische Wort „empiricism“ einen gegenüber unserm „Empirismus“ etwas abgewandelten Sinn. — I. T. Eschmann O. P. spricht über den Zugang des hl. Thomas zur Moralphilosophie (25—33). Er betont mit Recht, daß eine legalistische Auffassung des sittlichen Guten Thomas fernliegt, da ihm das Gute Übereinstimmung mit der Vernunft ist. Es ist freilich nicht einzusehen, warum darum die „Moralsysteme“ des 17. und 18. Jahrh. auf einer nominalistischen Geisteshaltung beruhen sollen (29), wenn es auch richtig ist, daß die Bezeichnung

„Moralsysteme“ den gemeinten Lehren eine Bedeutung zuerteilt, die ihnen nicht zukommt. — In seinem Vortrag „Ethics and the Faith“ lehnt *J. J. Doyle S. J.* die Subalternation der Ethik unter die Moraltheologie im Sinne Maritains ab, betont aber doch sehr die Bedeutung des natürlichen Verlangens nach der Gotteschau für die Ethik. — *E. G. Salmon* setzt sich in ihrem Vortrag „Ethics and Epistemology“ vor allem mit dem Pragmatismus auseinander. *J. O. Riedl* zeigt die Abhängigkeit der Ethik von der philosophischen Gotteslehre. — Die Tagung der genannten Vereinigung im Jahre 1956 hatte zum Thema: *The Role of Philosophy in the Catholic Liberal College*. Über sie berichtet der 30. Band der *Proceedings* (247 S., 3.50 Doll.). Es geht hier mehr um Fragen der Erziehung und des Unterrichtes, um die Bedeutung, die der Philosophie im allgemeinen, der Logik, Naturphilosophie und Metaphysik im besonderen für die Geistesbildung zukommt.

de Vries

v. Hildebrand, D., *Wahre Sittlichkeit und Situationsethik*. 8° (194 S.) Düsseldorf 1957, Patmos-Verlag. 13.80 DM. — Das Buch ist ursprünglich unter dem Titel „*True Morality and its Counterparts*“ 1955 in New York erschienen und von *H. Stephan* ins Deutsche übersetzt. Neben den bisher veröffentlichten grundsätzlichen Arbeiten über die Situationsethik hat es durch die überaus feinsinnige Anwendung der phänomenologischen Methode seinen besonderen Eigenwert. Diese Methode ist der Situationsethik gegenüber besonders angebracht, weil diese weniger auf philosophischen und theologischen Überlegungen beruht als auf der Abneigung gegen eine verbürgerlichte, rein konventionelle Moral — ein Zeichen dafür ist, daß sie mehr in Romanen als in wissenschaftlichen Werken zum Ausdruck kommt. Der Verf. schildert trefflich den „Pharisäer“ und den „Selbstgerechten“, gegen die sich der Protest der Situationsethik richtet, sodann den „tragischen Sünder“, den sie diesen Zerrbildern echter Sittlichkeit als den wertvolleren Menschen entgegenstellt. Es folgen vier Kapitel zur Klärung wichtiger Begriffe: Buchstabe und Geist, Freiheit des Geistes (mit der Unterscheidung von „formalen“, rechtlichen, und „materialen“, sittlichen Verpflichtungen — hier vermißt man etwas die letzte Klarheit), „*Felix culpa*“, Person und Handlung. Auf Grund der herausgearbeiteten Unterscheidungen zeigt das Kap. „Sündenmystik“, wie brüchig das Ethos des „tragischen Sünder“ ist. Man meint, die Sünde sei ein Schutzwall gegen den Pharisäismus; aber der Pharisäismus ist ja nur deshalb so abstoßend, weil er eine so schwere Sünde ist (111). Wir dürfen in den Fall des tragischen Sünder nicht das Element hineindeuten, das den schuldlos Leidenden verehrungswürdig macht; denn der tragische Sünder will ja gerade sein Kreuz nicht tragen (119). Schließlich ist die Sündenmystik selbst in Gefahr, in Pharisäismus umzuschlagen; der Mensch betrachtet sich selbst als den „aufrichtigen“ Sünder, die andern aber, die sich von der Sünde frei halten wollen, als Heuchler und lieblose Menschen; so wird er selbst zum Pharisäer. Das folgende Kap. zeigt in wahrhaft christlicher Weise die rechte Haltung gegenüber den Sündern. Sodann geht der Verf. auf die theoretischen Irrtümer der extremen Situationsethik ein: Sie verkennt den Gebots-, den Pflichtcharakter des Sittlichen und will alle allgemeinen Prinzipien ausschalten. Sie läßt keine Norm übrig außer einer Art Privatoffenbarung im einzelnen Fall und wird so zu einem radikalen sittlichen Formalismus und Subjektivismus. Das letzte Kap. „Christliche Moral“ unterscheidet wohl zuwenig zwischen der christlichen Moral, insofern sie allgemein religiös begründete Moral ist, und der christlichen Moral in ihrer spezifischen, auf übernatürlicher Offenbarung Gottes beruhenden Eigenart. — Im ganzen ist das Buch einer der wertvollsten Beiträge zur Frage der Situationsethik.

de Vries

Borne, E., *Le problème du mal* (Initiation philosophique, 33). kl. 8° (124 S.) Paris 1958, Presses Univ. de France. 300.— Fr. — Das Büchlein weist die idealistische Auflösung des Übels, als Momentes im Zusichkommen des Geistes, zurück, gibt eine Beschreibung der existenziellen Angst des Menschen vor dem Übel, entlarvt die Sublimierung dieser Angst in den Beschwichtigungsversuchen des Mythos und der Kunst (in einem zu breit geratenen Kapitel, mit einer fragwürdigen Ge-

nesisinterpretation [49 f.]), ist nicht zufrieden mit den Schemata Ganzheit-Notwendigkeit-Schönheit rein rationaler Problembewältigung: Die Annahme der Angst in einer — trefflich herausgearbeiteten (89 f.; vgl. 102) — Dialektik von Optimismus und Pessimismus und die freie Entscheidung für den Sinn der Welt nach dem Muster der Pascalschen „Wette“ und kraft des ontologischen Argumentes, des einzig möglichen Gottesbeweises, der aber der Lösung des Theodizeeproblems nicht vorausgehen dürfe, das ist die Antwort des Verfs.; die Spannung bleibe unauflösbar, aber sie rufe zur ethischen und politischen Tatüberwindung des Übels. — Die schmale Schrift, erschienen in einer Reihe einführenden Charakters, ist in Gedankenführung und Sprachgestalt von Rang. Da sie zu eilig die Antworten der traditionellen Philosophie beiseiteschiebt, besonders die „Schönheit“ zum „mythe des mythes“ degradiert und ontologisch entleert (52—58 62 84), schließlich auch den — recht verstanden, allerdings tragkräftigsten — ontologischen Gottesbeweis einem natürlichen „Glauben“ überantwortet (105 f.), erhalten wir weniger eine Lösung als eine aufs entschiedenste vorgetriebene, geistvolle Fragestellung: Das Theodizeeproblem ist für die Philosophie die Frage auf Leben und Tod, genauer: der Engpaß zur Auferstehung der Philosophie in der Theologie des Gekreuzigten. Dennoch darf festgehalten werden als hochbedeutsames philosophisches Antwortelement, das die Arbeit durchzieht: Allein der Geist vermag den Menschen hinzuzuerwerfen in die Leidensangst am Wider-Sinn der Welt, und eben der Geist vermag das nur kraft der Sinnforderung, die ihm eingepreßt ist von der ihn tragenden Wirklichkeit und reinen Sinnfülle Gottes.

Kern

Pieper, J., Glück und Kontemplation. 2. Aufl. 8° (136 S.) München 1957, Kösel. 5.— DM; geb. 7.50 DM. — In der Kunst, die Weisheit des Aquinaten in der Sprache der Gegenwart neu zum Leuchten zu bringen, ist P. der unübertroffene Meister. Das vorliegende Bändchen scheint uns unter dieser Rücksicht ein Glanzstück zu sein. Es legt die dem modernen Tatmenschen so schwer eingehende Lehre von der Kontemplation als dem nicht nur jenseitigen, sondern auch irdischen Glück dar. „Alle Praxis, das Wirken der sittlichen Tugenden nicht anders als die Besorgung des Lebensbedarfs — alle Praxis dient zu etwas anderem. Und dies andere ist nicht Praxis. Dies andere ist das Haben des Erstrebten, das Ruhen im Besitz dessen, worauf die tätige Bemühung zielt“ (96 f.). Dieses „Haben“ geschieht bei geistigen Wirklichkeiten durch schauendes Erkennen. P. meint, auch in der „irdischen Kontemplation“ gebe es keinen wesentlichen Unterschied zwischen religiöser und nicht-religiöser Kontemplation (82), weil letztlich alle Kontemplation „den Ursprung der Welt berührt“ (87). An den Aufzeichnungen G. M. Hopkins zeigt P., wie im Blick auf das „Herz der Dinge“ ein verborgener, unendlicher Bezug sichtbar wird. Für den Christen bedeutet irdische Kontemplation vor allem dies: „daß hinter dem unmittelbar Begegnenden das Antlitz des menschgewordenen Logos sichtbar werde“ (112).

de Vries

Locke, J., Ein Brief über Toleranz. Englisch-deutsch. Übers., eingeleitet und in Anmerkungen erläutert von J. Ebbinghaus (La philosophie et la communauté mondiale, 1). kl. 8° (LXIII u. 135 S.) Hamburg 1957, Meiner. 5.40 DM; geb. 7.80 DM. — Der Brief über die Toleranz ist von L., wie E. in der Einleitung darlegt, im Winter 1685/86 in Amsterdam geschrieben, wohin sich L. wegen der verworrenen politischen und kirchlichen Verhältnisse im England Karls II. zurückgezogen hatte. Der Brief ist ursprünglich lateinisch geschrieben, die englische Übersetzung stammt von W. Poppels; E. hat sie aus dem 6. Bd. der Londoner Locke-Ausgabe von 1823 übernommen; in seiner ausgezeichneten deutschen Übersetzung hat er an verschiedenen Stellen auf den lateinischen Urtext zurückgegriffen, um Fehler der englischen Übersetzung zu verbessern. Die Einleitung gibt nach „geschichtlichen Vorbemerkungen“ (IX—XXI) einen Aufriß des Gedankenganges des Briefes (XXI—XXVI), sodann eine Darstellung und Kritik der in ihm entwickelten Lehre von der Toleranz. Wenn man von L.s Indifferentismus absieht, demzufolge ihm die Lehrunterschiede zwischen den christlichen Bekenntnissen unwesentlich erscheinen, wird man zugeben können, daß er manche Gründe gegen die An-

wendung von Gewalt in Glaubenssachen trefflich darlegt: Überzeugungen lassen sich nicht erzwingen, gottesdienstliche Handlungen aber gegen die eigene Überzeugung — und daher auch der Zwang zu solchen Handlungen — sind Sünde, die staatliche Obrigkeit als solche hat keine besondere Kenntnis des Weges zur Seligkeit und kann dem, den sie etwa mißleitet hat, den ewigen Schaden nicht ersetzen. Freilich hat die staatliche Toleranz nach L. ihre Grenzen: Wenn eine Sekte die Fundamente der staatlichen Ordnung untergräbt, kann sie nicht geduldet werden; darum kann auch der Atheismus keinen Anspruch auf Duldung erheben. Aber auch eine Kirche, die eine Person als ihr Haupt anerkennt, die zugleich höchste Obrigkeit in einem fremden Staat ist, hat nach L. kein Recht auf Duldung; L. nennt in diesem Zusammenhang zwar nur die Mohammedaner (95), aber man hat doch den Eindruck, daß er vor allem die katholische Kirche meint; so zeigt sich der sonst so weitherzige L. doch noch von den Vorurteilen seiner Landsleute von damals befangen. — E. sucht in seinen kritischen Betrachtungen mit z. T. allzu scharfsinnigen Erwägungen zu zeigen, daß L.s Gründe von dessen christlichem Standpunkt aus nicht durchschlagend sind. So könne z. B. das Gebot der Liebe nicht zur Begründung der Toleranz herangezogen werden. Denn man könne vom Standpunkt der christlichen Sittenlehre nicht widerlegen, daß Gott z. B. abtrünnige Christen nur dann an seiner Gnade teilnehmen lassen will, wenn sie ihren Abfall zuvor mit dem schrecklichsten Tode gebüßt haben (XXXI). Abgesehen davon, daß E. hier einen unhaltbaren Moralpositivismus (alles nur darum gut bzw. böse, weil durch ein willkürliches Gesetz Gottes geboten bzw. verboten) als christliche Lehre voraussetzt, fragt man sich: Genügt denn die Nichtwiderlegbarkeit dieser Voraussetzung, um den Abtrünnigen „aus Liebe“ zu töten? Man müßte doch wohl fordern, daß die Voraussetzung positiv bewiesen würde. — Eine Einzelheit: E. stellt die anglikanische und die katholische Auffassung von der unmittelbar göttlichen Herkunft des Rechtes des Herrschers auf die gleiche Stufe (IX). Das geht nicht an, da doch gerade Bellarmin (im Abschnitt der *Controversiae* „De laicis“) und Suárez (in der *Defensio fidei catholicae adversus anglicanae sectae errores*) die theokratische anglikanische Staatstheologie zurückgewiesen haben.

de Vries

Janssens, L., *Droits personnels et autorité*. 8<sup>o</sup> (77 S.). Louvain 1954, Nauwelaerts. 36.— Fr. — Die kleine Schrift enthält drei Vorlesungen, die der Löwener Professor an der Universität Fribourg gehalten hat. In ihnen sind wesentliche Probleme der Sozialphilosophie entwickelt. Dabei legt J. vor allem das Gewicht auf die richtige Sicht der menschlichen Person, die nicht in sich geschlossen ist, sondern in ihren Beziehungen über sich hinaus existiert. Er folgt der traditionellen Lehre, weiß aber unter dem Einfluß personalistischen Denkens einzelne Probleme in eigener Weise durchzuführen, so z. B. die Frage der ursprünglichen Grundrechte der Person. Für eine philosophische Ausarbeitung des Begriffs des *bonum commune* bringt er Gesichtspunkte, die zum Weiterdenken anregen. Hier bleiben aber in seiner Darstellung noch Fragen offen; es scheint, daß er zu schnell einen umfangreichen Begriff des *bonum commune*, der aus der Sozialanlage der menschlichen Natur folgt und der die objektive Kultur mit ihren Gütern und die subjektive Kultur als persönliche Entfaltung aller einzelnen umfassen soll, mit dem Gemeinwohl gleichsetzt, für das der Staat und seine Autoritätsträger zu sorgen haben. Dem entspricht eine Bestimmung des Zieles der Staatsstätigkeit, die nicht ganz annehmbar erscheint (*la perfection temporelle complète de tous ses citoyens*, 19). Den konkreteren Überlegungen J.s. über die Aufgaben der staatlichen Gewalt in bezug auf die Verwirklichung der Menschenrechte aller kann man aber folgen.

Hartmann

Geck, L. H. Ad., *Zur Sozialreform des Rechts; die soziale Problematik in der Rechtsphilosophie der Neuzeit*. 8<sup>o</sup> (65 S.) Stuttgart 1957, Enke. 7.80 DM. — Ist das Recht die „Lebensordnung der Gemeinschaft“, dann muß der ständige Wandel der gesellschaftlichen Gegebenheiten und Erfordernisse einen ebensolchen ständigen Wandel der rechtlichen Ordnung und der rechtlichen Institutionen nach sich ziehen, müssen umgekehrt die von der Rechtsordnung jeweils zur Verfügung

gestellten oder versagten Gestaltungsmöglichkeiten von entscheidendem Einfluß auf die gesamte gesellschaftliche Entwicklung sein, werden diese entweder fördern oder hemmen, in diese oder jene Richtung lenken, wenn nicht zwingen. Gestützt auf seine beispiellose Literaturkenntnis, veranschaulicht G. diese Zusammenhänge an einer Vielzahl von Beispielen. Man möchte aber fast sagen, seine übergroße Vertrautheit mit dem, was unmittelbar zu diesen Fragen oder doch im Zusammenhang mit ihnen geschrieben worden ist, hindere ihn, an die Sachprobleme selbst heranzukommen, er bleibe gewissermaßen im Dickicht der Literatur stecken. Alles in allem kommt G. zu dem Ergebnis, das heute geltende Recht kranke an dem „individualistischen Grundzug der Geisteshaltung der Neuzeit“ (64); es bedürfe darum einer umfassenden Neugestaltung aus einem „der modernen Sozialentwicklung entsprechenden Rechtsgeist, wie ihn vorzüglich Otto v. Gierke lebendig werden ließ“ (ebd.); das ist es, was er mit dem vielleicht nicht ganz glücklich geprägten Ausdruck „Sozialreform des Rechts“ meint. v. Nell-Breuning

Weinberger, O., Grundriß der Allgemeinen Wirtschaftsphilosophie. 8<sup>o</sup> (177 S.). Berlin 1958, Duncker & Humblot. 16.— DM. — Der am 11. 7. 1958 in Wien verstorbene hohe Jurist genoß wissenschaftliches Ansehen im Bereich der Wirtschaftswissenschaften durch seine „Mathematische Volkswirtschaftslehre“ (1930) und zahlreiche Monographien, die seine Vertrautheit nicht nur mit der österreichischen Schule, sondern auch mit den Spitzenleistungen der italienischen Nationalökonomie bewiesen. Am Ende seines wissenschaftlichen Lebens versuchte er sich an der ihm ganz und gar nicht liegenden Aufgabe einer Wirtschaftsphilosophie. Der Verlag hätte es dem Verf. nicht antun dürfen, dieses Buch herauszubringen, das so erschreckend gegenüber seinen echten wissenschaftlichen Leistungen abfällt. — Der 1. Teil will einen Überblick geben über Begriff, Geschichte und Literatur der Wirtschaftsphilosophie; der 2. Teil behandelt die Stellung der Wirtschaftslehre im System der Wissenschaften. Von wirklichem Wert ist das Kap. über „Wirtschaftslehre und Mathematik“; hier ist der Verf. eben Fachmann und hat etwas zu bieten. — Für die Art, wie W. sich auseinandersetzt mit Männern, die unbestritten zu den Großen im Geistesleben zählen, ist im Kap. „Wirtschaftslehre und Ethik“ der 3. Abschnitt „Die Wertfreiheit der Sozialwissenschaften“ kennzeichnend. Man mag seinem Ergebnis beipflichten, aber so billig geht es nun doch nicht! Ähnlich die mit Berufung auf das „hervorragende Werk Magdalena Aebi (s), Kants Begründung der ‚Deutschen Philosophie‘, Basel 1947“ getroffene Feststellung, daß „Kant's System in Zukunft nur noch historisches, aber nicht mehr wissenschaftliches Interesse beanspruchen kann“ (21, Anm. 15).

v. Nell-Breuning

Höffner, J., Statik und Dynamik in der scholastischen Wirtschaftsethik (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, 38). gr. 8<sup>o</sup> (41 S.) Köln und Opladen 1955, Westdeutscher Verlag, 2.85 DM. — Der Verf. des klassischen Werkes „Christentum und Menschenwürde; das Anliegen der spanischen Kolonialethik im Goldenen Zeitalter“ (Trier 1947, spanische Übersetzung 1955) kennt wie wenige das scholastische Schrifttum zu Wirtschaftsfragen, dessen Hauptaugenmerk selbstverständlich nicht auf die ökonomisch-technische, sondern auf die ethische Seite der Wirtschaft gerichtet ist. Aus dieser seiner umfassenden Kenntnis heraus unternimmt er es in diesem, am 15. 12. 1954 vor der geisteswissenschaftlichen Abteilung der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen gehaltenen Vortrag, das weitverbreitete, aber auf nur wenig Sachkenntnis beruhende Vorurteil zu zerstören, die scholastische Wirtschaftsethik sei ausgesprochenermaßen „statisch“ gewesen und habe der Wirtschaft ihrer Zeit den gleichen „statischen“ Charakter aufgeprägt. Gewiß beweisen die von H. beigebrachten Belege zwingend, daß diese Vorstellung von scholastischer Wirtschaftsethik und mittelalterlicher Wirtschaft erheblicher Berichtigung bedarf. Nichtsdestoweniger dürfte H. nunmehr nach der anderen Seite über das Ziel hinausschießen. Unanfechtbar ist sein Beweis, daß die scholastischen Autoren des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit die Marktpreisbildung nicht nur kannten, sondern aus-

drücklich anerkannten, daß sie auch um die Vorzüge freier Marktpreisbildung gegenüber obrigkeitlicher Preisfestsetzung wußten. Damit bleibt aber durchaus vereinbar, daß sie sich der Grenzen, innerhalb deren freie Marktpreisbildung zu annehmbaren Ergebnissen führt, sehr wohl, ja vielleicht besser als manche heutige Vorkämpfer der „sozialen Marktwirtschaft“ bewußt waren und mindestens viele von ihnen τέλος sogar der Weisheit einer hohen Obrigkeit mehr vertrauten als dem Automatismus des Marktes.

v. Nell-Breuning

Ricker, G., Der Glaube des Industriemenschen. gr. 8° (79 S.), Stuttgart (1955), Constantin-Verlag. 2.80 DM. — Unsere christliche Verkündigung kleidet sich meist in Sprache und Bilder aus der ländlichen Welt Palästinas und mutet darum den Industriemenschen fremdartig an. R. ist der Meinung, die durch unsere heutige Naturerkenntnis und Naturbeherrschung uns erschlossene Vorstellungswelt sei ebenso geeignet oder gar noch geeigneter, den Menschen zu Gott zu führen. Sein durchaus „bibelfestes“ Christentum erscheint allerdings liberal aufgeweicht. Er liebt und verehrt Christus, aber ohne ihn als Gottes Sohn zu bekennen (36 71). Eigentümlicherweise fehlt ihm anscheinend sogar der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode (41 79). — Leitgedanke der ganzen Schrift ist: aus der Naturgesetzlichkeit der Schöpfung ergibt sich die Sachgesetzlichkeit der *Arbeitsteilung*; diese überwindet die Willkür des politischen Bereichs und die Selbstherrlichkeit des Erwerbstrebens und führt zur Hingabe an das „Werk“. — Wie mit der Bibel, so zeigt R. sich auch mit der Gedankenwelt von Marx und Engels vertraut. An die Stelle des „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ setzt er: „Die Produktionsstätten der Erde schließen sich zusammen“ (27); durch die ganze Schrift zieht sich der Gedanke, die (politische) Herrschaft über Menschen werde abgelöst durch das Verwalten von Sachen. Als beachtenswert seien diese beiden Stellen ausgeschrieben: „Eine Wirtschaftswissenschaft, die nur vom materiellen Erfolg ausgeht, hat die eigentlichen Wertmaßstäbe für das Wirtschaften bereits verloren und wird sie ohne irgendeine Metaphysik nicht wiederfinden“ (10). — Die Industrie „gibt sich als eine Ansammlung von Geschäften, Prosperität ihr Firmenschild und Plädoyer: so will es der Liberalismus. Sie ist unreligiös und glaubenlos, ein von Gott geräumter Kampfplatz für die soziale Auseinandersetzung: so will es der Sozialismus“ (23). R. versteht und will es anders! Manche Ausführungen sind gesucht geistreich und überspitzt. Das „Werk“ des Verf.s ist gewissermaßen das menschliche Gegenstück zu dem unmenschlichen „Arbeiter“ von Ernst Jünger.

v. Nell-Breuning

Fichter, J. H., S. J., Soziologie der Pfarrgruppen. Untersuchungen zur Struktur und Dynamik der Gruppen einer deutschen Pfarrei. gr. 8° (178 S.) Münster i. W. 1958, Aschendorff. 9.80 DM; geb. 11.80 DM. — Ein amerikanischer Jesuit untersucht mit den Methoden der empirischen Soziologie eine deutsche städtische Pfarrei, allerdings unter Beschränkung auf die von ihm so genannten „Pfarrgruppen“. Das eine oder andere mag durch die Brille des Ausländers gesehen sein; so wirkt es zweifellos auf uns befremdend, eine Institution des Staatskirchenrechts wie den „Kirchenvorstand“ als Pfarrgruppe angesprochen und in eine Reihe mit Vinzenz-Konferenz, Arbeiterverein, Meßdienern und — Schützenverein gestellt zu sehen. Nichtsdestoweniger bietet die Arbeit vieles, was lehrreich ist und vor allem dazu beitragen kann, den Blick für manches zu schärfen, das als vermeintlich für die Seelsorge belanglos allzu gern übersehen wird. Gerade in einer Zeit, in der die soziale Struktur vieler Pfarreien sich ungemein schnell wandelt und die Seelsorge Gefahr läuft, diesen Wandel nicht rechtzeitig wahrzunehmen und infolgedessen viel zu spät sich ihm anzupassen, kann eine Arbeit wie diese dazu beitragen, die Seelsorge in den gesellschaftlichen Raum, wie er wirklich ist, hineinzustellen; nur so kann sie in ihn hineinwirken.

v. Nell-Breuning

Ramírez, S., O.P., El derecho de gentes. Examen crítico de la filosofía del derecho de gentes desde Aristóteles hasta Francisco Suárez. 8° (230 S.) Madrid 1955, Ediciones Studium. — Das Buch gibt eine sorgfältige und außerordentlich interessante Begriffsgeschichte des „ius gentium“ von Aristoteles bis Suárez. Bei

Aristoteles haben wir nur die klare Unterscheidung von Naturrecht und positivem Recht. Der erste, der das Wort „*ius gentium*“ gebraucht, ist Cicero; in der Beantwortung der Frage, ob das Völkerrecht zum Naturrecht oder (als Gewohnheitsrecht) zum positiven Recht gehöre, zeigt sich bei ihm ein Schwanken. Das Römische Recht, namentlich die in die *Institutiones Justinians* aufgenommene Definition Ulpians, betrachtet das Völkerrecht als ein Mittelding zwischen dem allen Lebewesen gemeinsamen „Naturrecht“ (eine Idee, die auf Pythagoras und Empedokles zurückgeht) und dem positiven Recht der einzelnen Staaten (*ius civile*). Diese Auffassung vom Völkerrecht als einem Mittleren zwischen Naturrecht und positivem Recht bleibt bis zu Suárez herrschend. Ein eigentliches Recht auch der Tiere lehnen die Theologen allerdings durchweg ab. Der Unterschied von Naturrecht und Völkerrecht muß also anders erklärt werden. Bei Albert und Thomas enthält das „Naturrecht“ nur die Prinzipien, das „Völkerrecht“ dagegen die unmittelbaren, notwendigen Folgerungen aus den naturrechtlichen Prinzipien, das positive Recht nähere Bestimmungen, die erst durch menschliche Festsetzung Geltung erlangen. Die großen spanischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts nähern das „Völkerrecht“ mehr dem positiven Recht an. Es enthält Folgerungen aus den naturrechtlichen Prinzipien, die nicht streng notwendig, sondern nur wahrscheinlich sind und erst durch ein virtuelles Übereinkommen aller Völker volle Rechtskraft haben; damit verbindet sich oft der Gedanke eines Gewohnheitsrechtes aller (oder fast aller) Völker, der bei Suárez im Vordergrund steht. R. meint allerdings, Franz von Vitoria nähere sich in den berühmten *Relectiones de Indis* der naturrechtlichen Auffassung des Völkerrechts; wenigstens ist es aus dem Naturrecht „abgeleitet“. Aber auch Vitoria, der Schöpfer des modernen Völkerrechts, scheint in der Begriffsbestimmung des Völkerrechts sich noch nicht von der alten Überlieferung frei machen zu können, die das Völkerrecht nicht nach seinem Gegenstand als zwischenstaatliches Recht, sondern nach seinem Ursprung als ein Mittleres zwischen Naturrecht (im engeren Sinn) und positivem Recht bestimmt. Einen Versuch einer inhaltlichen Abgrenzung des Völkerrechts berichtet R. nur von Vazquez; das Naturrecht im engeren Sinn ist ihm das natürliche Recht der Einzelperson, das Völkerrecht das Recht des Menschen, insofern er Glied der staatlichen Gemeinschaft ist. Damit verbindet sich bei ihm die seltsame Auffassung, das Völkerrecht sei nur erlaubendes, nicht gebietendes und verbietendes Recht. — Der vielleicht wichtigste Text, der den Übergang zum modernen, inhaltlich als zwischenstaatlichem Recht bestimmten „Völkerrecht“ bildet, ist dem Verf. dagegen anscheinend entgangen. Er findet sich bei Suárez, *De legibus*, lib. 2, c. 19, n. 8, wo das Recht, „*quod omnes populi vel regna inter se servare debent*“, im eigentlichsten Sinn (*propriissime*) „Völkerrecht“ genannt wird. Daß freilich damit ein von dem bisherigen verschiedenes Einteilungsprinzip eingeführt ist, so daß das so bestimmte „Völkerrecht“ ohne Schwierigkeit zum Teil Naturrecht, zum Teil positives Recht sein kann, das scheint freilich auch Suárez noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen zu sein.

de Vries

Francisco de Vitoria, Die Grundsätze des Staats- und Völkerrechts. Eine Auswahl. Hrsg. von A. Truyol Serra. 2. Aufl. gr. 8° (111 S.) Zürich 1957, Thomas-Verl. 7.40 DM. — Das Buch gibt in deutscher Übersetzung — ohne den lateinischen Urtext — 124 ausgewählte Stellen aus Franz von Vitoria, hauptsächlich aus dessen *Relectiones de potestate civili, de Indis und de jure belli*, dazu erklärende Anmerkungen des Herausgebers. Die Texte sind vorzüglich ausgewählt, so daß der Leser einen guten Überblick über die staats- und völkerrechtlichen Lehren Vitorias gewinnt; die überaus sachkundigen Anmerkungen erhöhen noch den Wert der Textsammlung. Der 1. Teil legt die Grundzüge der Staatsphilosophie Vitorias dar, der 2. Teil das internationale Recht mit seinen erstaunlich weitherzigen und modern anmutenden Einzellehren, der 3. Teil das Kriegsrecht, der 4. Teil einige Grundzüge der Lehre über Staat und Kirche. — Ob freilich die Auffassung des Herausgebers zu Recht besteht, Vitoria habe durch Ersetzen des „*inter omnes homines*“ in der Definition des Gaius durch „*inter omnes gentes*“ ausdrücklich den Übergang vom mittelalterlichen zum modernen Begriff des „Völkerrechts“ vollzogen, läßt sich wohl bezweifeln (vgl. die vorhergehende Besprechung des Buches

von Ramírez). — Was den Wert des Buches beeinträchtigt, sind die ziemlich zahlreichen Fehler und Ungenauigkeiten der deutschen Übersetzung. Das Wort „potentia“, insofern es auch die passive Potenz mitbezeichnet, kann nicht durch „Macht“ wiedergegeben werden (35). Im Text 21 steht das gleiche Wort „Gewalt“ in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Sätzen für „potestas“ und für „vis“ (37), was jeden Leser verwirren muß, der nicht aus der Übersetzung noch den lateinischen Text herauspürt. Der „dominus“ als Träger der Herrschaft oder Eigentümer ist nicht „Meister“, sondern etwa „Rechtsträger“ (55, Text 41). „Metus et ignorantia vitiant electionem“ kann nicht übersetzt werden: „sie beflecken die Wahl mit Laster“ (69), sondern etwa: „sie machen die Wahl anfechtbar“. Auch die Übersetzung der Anmerkungen aus dem Spanischen scheint nicht überall zu stimmen; S. 54, Z. 9 v. u. muß es statt „ein überstaatliches Organ“ doch wohl heißen: „kein ü. O.“. „Gilles von Rom“ heißt im Deutschen „Aegidius von Rom“ (58).

de Vries

## 5. Ideen- und Literaturgeschichte der Scholastik

Pour une nouvelle édition de la littérature latine médiévale: *Sacris Erudiri* 9 (1957) 377—390. — Die Herausgeber und der Verlag des Corpus Christianorum legen in diesem Beitrag, der inzwischen auch als Sonderdruck erschienen ist, einen vorläufigen Plan der Weiterführung des Corpus von Beda bis zum Beginn der Hochscholastik, also so weit Migne geht, zur Diskussion vor. Es handelt sich bei dieser Fortführung nicht um einen Vollersatz für Migne, sondern mehr um eine Ergänzung. Neugedruckt sollen nur die seit Migne erschienenen neuen oder neueditierten Werke werden. Die jetzt oder später ausverkauften Bände von Migne würden in Manuldruck wieder zugänglich gemacht, erweitert jedoch um eine Einleitung, in der die neue Forschung berücksichtigt wird. Es sollen aber auch Stücke, die von demselben Verfasser bei mehreren Mignebänden verstreut sich finden, gesammelt erscheinen. Nicht berücksichtigt werden Werke, die in einer neuen Ausgabe bereits leicht zugänglich sind (wie etwa die Anselmausgabe von Dom Schmitt oder Texte aus den *Acta Sanctorum* und den *Monumenta Germaniae historica*), falls sie nicht zu einer Gesamtausgabe des Verfassers gehören. Endlich sollen im allgemeinen nicht aufgenommen werden Werke von nur eingeschränktem Interesse, die mehr zur Spezialforschung gehören (z. B. medizinische, astronomische, musikalische, kunsthistorische Traktate). Entgegen der Ausgabe von Migne gibt es hier keine absolute zeitliche Grenze (Innocenz III.), sondern eine Ideengrenze: „Elle n'englobera pas la production proprement scolastique“, was wohl nicht für Werke der eigentlichen Frühcholastik gemeint zu sein scheint, da kurz darauf gesprochen wird vom „nouveau mouvement de pensée“ (389 bzw. 13). Diesem Charakter entsprechend wird als Titel vorgeschlagen: *Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis* (C.C.C.M.). — Dem Wunsch der Herausgeber entsprechend seien einige Bemerkungen — ebenfalls zur Diskussion — angefügt. Über die Notwendigkeit und Wichtigkeit einer Fortführung der Edition des Corpus über Beda hinaus wird allgemeine und frohe Zustimmung vorhanden sein, die auch dem Mut des Unternehmens ihre echte Hochachtung zeigen wird. Ich zweifle auch nicht, daß der Mitarbeiter sich viele unter den Fachleuten finden werden. Gerade deshalb geht mein Vorschlag über eine bloße Ergänzung von Migne hinaus und möchte anregen, daß auch in diesem Teil, ähnlich wie für den patristischen, eine neue Gesamtausgabe angestrebt werden sollte. Sonst steht zu befürchten, daß nach einer Reihe von Jahren diese doch notwendig würde, da wir nur zwei Halbsammlungen haben. Könnte man nicht jetzt schon einen Gesamtplan machen und dann in diesem feststehenden Rahmen zunächst die oben genannten Neudrucke unterbringen und später nach und nach ergänzen. Es läßt sich ja nach dem heutigen Stand der Forschung bereits gut eine solche Gesamtliste aufstellen, die für Erweiterungen durch Neufunde innerhalb der einzelnen Bände Raum offen läßt. Der Grund, daß die Zahl der neueditierten Werke in der Patristik viel größer sei als für die spätere Zeit (3 f.), dürfte für das „Jetzt“ stimmen, aber für die Zukunft kaum bei dem wieder wachsenden Interesse gerade für die so wichtige

Übergangszeit von der Patristik zur Hochscholastik. Der Wert der bereits erschienenen Editionen aus dieser Zeit wird ebensowenig verringert durch die Aufnahme in das Corpus, sondern eher vermehrt durch die weitere Ausbreitung ähnlich wie in der Patristik. Ist etwa die Anselmausgabe bei ihrem hohen Preis „facilement accessible“ (6), oder sind es die Libelli de lite? Dann wären ihre Teiledrucke kaum so gefragt, wie es etwa bei Anselm bereits der Fall ist. Der Fachwissenschaftler wird auch nach dem Neudruck noch nach der Originalausgabe greifen. Kommende Neuausgaben könnten bereits im Corpus erscheinen, was den Herausgebern dieser Werke viele Mühen des Suchens nach einem Verleger ersparen und das Ansehen des Corpus heben würde. Teilausgaben eines Verfassers — es sei etwa an die neuen Teilausgaben von Hugo von St. Viktor gedacht — könnten zunächst mit vorgedruckter römischer Zahl in Form eines Faszikeldruckes und eigener Paginierung erscheinen, der sich durch den mit der Zahlangabe am oberen Rand angegebenen Titel auch später in einer Gesamtausgabe mit entsprechendem Titelblatt leicht finden läßt, bis eine neue Gesamtausgabe (unter doppelter Seitenzählung) notwendig wird. Aus dieser größeren Zielsetzung heraus ließe sich auch der umständliche Titel „Cont. Med.“ und einer Abkürzung von vier Buchstaben vermeiden. Denn dann könnte wie bei Migne das ganze als Corpus Christianorum, der wie für Beda auch für diese ganze Übergangszeit paßt, unter fortlaufender Bandzahl erscheinen, besonders da für beide die gleichen Editionsprinzipien gelten. Nur der nicht zu zitierende Untertitel „seu nova Patrum collectio“ sollte seit Beda anders lauten, etwa „nova collectio mediaevalis“. So hätten wir ein neues einheitliches Gesamtwerk für die kommenden Jahrhunderte geschafft oder begonnen und geplant, das langsam heranwachsen könnte. Weisweiler

Vignaux, P., Philosophie au Moyen Age. kl. 8° (224 S.) Paris 1958, Colin. — Der Verf. weiß um die große Mannigfaltigkeit des mittelalterlichen Geisteslebens, das man sich oft zu harmonisch oder uniform vorstellt. Er verfolgt es in seinen typischen Gestalten ohne Anspruch auf vollständige oder gleichmäßige Behandlung; so ist z. B. eine Seite über Albertus Magnus gar wenig. Das Anliegen, den Humanismus auch dieses Zeitalters zur Geltung zu bringen, bestimmt wohl die stark psychologischen Fragestellungen. Deren augustinische oder aristotelisch-averroistische Problematik wird zwar sachgemäß vertieft in der Grundfrage nach dem Verhältnis Schöpfer—Geschöpf, aber im ganzen tritt die eigentliche Seinslehre zu stark in den Hintergrund. Die Vorliebe V.' gilt dem Denken des Duns Scotus. Daß die Zitate nicht belegt werden, mag bei dem Charakter des Handbüchleins angehen. Manche Aufstellungen aber legen ein Mißverständnis wenigstens sehr nahe (z. B. 130 141; 141 f. wird die „Originalität der skotistischen Position“ nicht klar). Dennoch vermag diese einführende Übersicht gute Dienste zu leisten. Kern

Martins, M., S. J., Estudos de Literatura Medieval. gr. 8° (536 S.) Braga 1956, Livraria Cruz. — Seit Jahren beschäftigt sich der Verf. mit der Erforschung der zum größten Teil noch unbekanntten portugiesischen Literatur des Mittelalters. Wie er selber berichtet, hat er diese Arbeit ohne einen klar umrissenen Plan begonnen; denn er leistete Pionierarbeit. Die unzähligen Handschriften, die er in den alten Bibliotheken ausgrub und sorgfältig studierte, veröffentlichte er gelegentlich in Zeitschriften für alte Literatur. Allmählich bemerkte er, daß die verschiedenen Texte und literarischen Dokumente, die zunächst voneinander unabhängig zu sein schienen, doch ein wohlgeordnetes und einheitliches Ganze bilden: das portugiesische Mittelalter. M. plant jetzt ein großes Werk über die portugiesische Spiritualität des Mittelalters. Der Sinn des vorliegenden Buches ist nur, einen guten Teil des gesamten Materials (das teilweise schon anderswo veröffentlicht wurde, zum Teil aber ganz neu ist) im Dienst des geplanten Werkes einigermaßen geordnet vorzulegen. Der Verf. wollte mit seiner Sammlung dem Gelehrten eine ernsthafte Studie in die Hand geben, ihm aber zugleich auch eine interessante Lesung bieten. Dieses Ziel hat er sicher erreicht. Das Buch bleibt ein wissenschaftliches Werk, wird aber auch von einem sonst in der Frage nicht bewanderten Leser mit Interesse gelesen. Dazu tragen die wertvollen Einführungen, die mit tiefer Sachkenntnis (und in einem der behandelten Literatur ebenbürtigen

Stil) geschriebenen Kommentare und Aufsätze und vor allem die geschmackvolle Auswahl der Texte bei. In dieser ersten Sammlung studiert der Verf.: 1. von Portugiesen portugiesisch geschriebene Texte und Werke, wie „Horto do Esposo“, „Diálogo de Robim e do Teólogo“, „Livro da Montaria“, usw.; 2. von Portugiesen lateinisch geschriebene Werke, wie „De Graecis errantibus“ von Mestre André Dias oder „Speculum Hebraeorum“ von Frei João, dem Mönch von Alcoçaba, usw.; 3. aus anderen Kulturen und Sprachen übernommene Texte und Werke (aus den Britischen Inseln, aus den Nordischen Ländern, aus Italien, Arabien, Ägypten und aus dem Osten; besonders aber aus Frankreich und Spanien), die so zu einem Stück der portugiesischen mittelalterlichen Literatur wurden. Der Verf. zeigt eine gute Kenntnis dieser ausländischen Literaturen. Das ermöglicht eine aufschlußreiche Behandlung der verschiedenen Texte. Eingehend betrachtet M. die mittelalterlichen Zentren der portugiesischen Kultur; u. a. die Klöster von Dume, Sta. Cruz de Coimbra und vor allem das bedeutende Alcoçaba. In der großen Bibliothek des „Mosteiro de Alcoçaba“ haben sich eine Fülle kostbarer Dokumente angesammelt, in denen der Geist und die kulturellen Strömungen verschiedener Völker unverkennbare Spuren hinterlassen haben, die verfolgt werden sollten.

A r e h e r

A. M. S. Boethii Philosophiae Consolatio. Ed. L. Bieler (Corp. Christ., series lat., 94: Opera omnia Boethii, pars 1). gr. 8° (XXVIII u. 124 S.) Turnhout 1957, Brepols. 150.— Frb; geb. 200.— Frb. — Grundlage dieser Edition ist die Ausgabe von W. Weinberger im Wiener Corpus (1934); herangezogen sind daneben der Druck in der Teubneriana von R. Peiper (1871) und die neueste Edition von K. Bühner in den Editiones Heidelbergenses (1947). Vor allem aber wurden erneut oder auch zum erstenmal eine Reihe von Hss verglichen. Dazu gehören vor allem Cod. Antverpiensis M. 16. 8. (saec. 10), Aurelianusensis 270 (saec. 9), Laurentianus LXXVIII. 19 (saec. 12), Neapolitanus IV. G. 68 (saec. 9), Turonensis 803 (saec. 9), Vindobonensis 271 (saec. 9/10). Schon das beweist, daß wir nicht vor einem bloßen Nachdruck stehen. Gegen die Einwürfe, die F. Klingler im Gnomon 16 (1940) 26—32 gegen die Ausgabe Weinbergers vorlegte, hat sich B. bereits auf Grund seiner eingehenden Nachprüfung der Hss in einem längeren Artikel: Vorbemerkungen zu einer Neuausgabe der Cons. des Boethius, berichtend und ergänzend gewandt: Wiener Studien 70 (1957) 11—21. Dabei kamen auch Einzelheiten der vorliegenden Ausgabe zur Sprache, wie z. B. die Verteidigung der Ansicht Weinbergers, daß alle bekannten Hss von einem Urexemplar herkommen, das bereits einige allen gemeinsame Fehler aufgewiesen hat. Die neuentdeckten oder daraufhin neudurchgesehenen Hss bestätigen das. Vor allem wird man es begrüßen, daß alle von Peiper und Weinberger festgestellten Varianten erneut von B. in den Hss nachgeprüft worden sind. So kann man die Edition auch deshalb willkommen heißen. Daß in der Interpunktion (Kommata) im allgemeinen Maßhaltung geübt wurde, während andererseits auf die alte in den Hss (z. B. bei stärkerer Verwendung der Fragezeichen in den Gesprächsteilen) mehr geachtet wurde, war gut. Vorausgeschickt ist eine ausgewählte neuere Bibliographie zur Consolatio und ein eingehendes, sehr zu begrüßendes Verzeichnis aller Übersetzungen in die verschiedenen Sprachen. Die Aufzählung der Zitate ist am Schluß gegeben. Es ist gegenüber der von Weinberger noch ergänzt, läßt aber natürlich die Frage offen, welche Werke nun tatsächlich von Boethius beigezogen wurden. Gesamtverzeichnisse sollen beim Abschluß der Gesamtausgabe der Werke des Boethius gebracht werden. Hier werden die guten Weinbergerschen Verzeichnisse der Worte und Sachen wohl auch noch folgen, da sie sehr wertvoll sind. Wenn man die beigelegte Seite der „Addenda et Corrigenda“ sieht, ist man auf den ersten Blick ein wenig betroffen; denn eine solche Liste würde das Vertrauen in die Ausgabe leicht trüben. Besonders bei einer Neuausgabe kommt es ja schon sehr auf die Einzelheiten an, und die mit Tinte verbesserten Stellen im Druck würden ihn sehr häßlich machen. Aber glücklicherweise handelt es sich nur um kleine Druckfehler. Daß trotzdem auf sie aufmerksam gemacht wird, erhöht darum nur das Vertrauen auf die Genauigkeit des Herausgebers.

W e i s w e i l e r

Cloes, H., *La systématisation théologique pendant la première moitié du XII<sup>e</sup> siècle*: EphThLov 34 (1958) 277—329. Auch erschienen in *Sylloge Excerptionum e dissertationibus ad doctoratum*. Bd. 21, Louvain, Publ. Universitaires de Louvain. — C. hat in dieser Arbeit einen erfreulichen Versuch gemacht, die noch so unübersichtliche Lage der Systematisation der neuen werdenden scholastischen Theologie seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts bis zum Lombarden in eine aufschlußreiche Entwicklungslinie zu ordnen. Dadurch werden die ersten Anfänge einer solchen Darstellung durch *J. de Ghellinck* in *Le mouvement, F. Cavallera*, *D'Anselme de Laon à Pierre Lombard* im BullLitEccI 41 (1940) 40—54 103—114 sowie die den Einfluß Anselms von Laon überspitzende Darstellung von *R. Silvain*, *La tradition des Sentences d'Anselme de Laon* in ArchHistDoctrLittMA 14 (1947/48) 1—52 (vgl. die Besprechung von O. Lottin in BullThAncMéd 6 [1950/53] 45 f.) ergänzt, richtiggestellt und weitergeführt. Es handelt sich bei der Untersuchung von C. natürlich zunächst um ein Herausstellen der größeren Linien und mit Recht nicht um einzelne Lehren, obschon auch sie am Schluß an gut ausgewählten Beispielen in ihrer systematischen Stellung im Rahmen des Ganzen behandelt werden. Eingeordnet werden die edierten Werke der Anselmschule, Hugo De sacramentis, Die Summen der engeren und weiteren Schule Abaelards, die Summa sententiarum, Robert Pullus, die Sententiae divinitatis und Petrus Lombardus. Dabei sei gleich bemerkt, daß die uns vorliegende Bearbeitung der Sententiae divinitatis wohl einer etwas späteren Zeit angehören kann, da sie, wie C. an anderer Stelle selbst sagt, bereits eine schlechte Überlieferung der Sakramentallehre des Magister Simon benutzt hat (vgl. vom Rezensenten: Maître Simon et son groupe De Sacramentis, Louvain 1937, XLVI ff.). Dieses Werk ist aber erst 1145—1160 anzusetzen. Für die Zeit vor dem Lombarden müßte man also es nur mit Vorsicht benutzen und nur, soweit man feststellen kann, daß der benutzte Teil den ursprünglichen Sententiae divinitatis angehört (1141—1145 nach B. Geyer, 1145—1150 nach Fr. Pelster). — Bereits in ihrer Einleitung bezeichnen sich manche dieser Werke als „Summa“ oder „Compendium“ und „tractatus vetera dissipata contrahens“, wenn auch der Titel „Summa sententiarum“ für das Werk Ottos von Lucca erst späteren Ursprungs ist und also nicht „aussi révélateur“ sein kein (281). In Clm 12519 heißt sie z. B. noch im 13. Jahrhundert: Divine sententie. Eindrucksvoll ist die Zusammenstellung auch deshalb, weil man sieht, wie mehrere der Summen auf Bitten der Hörer zurückgehen. Man kann zwei Grundformen nach C. für die Systematisation gut unterscheiden: die „biblisch-historische“ und die „logische“. Hauptvertreter der ersten ist natürlich Hugo von Sankt Victor in De sacramentis, aber vor ihm schon die Anselmschule. Sie gehen biblisch voran und zugleich historisch, da sie dem geschichtlichen Weg der Bibel folgen: von der Schöpfung (mit manchmal eingebauter Lehre von Gott als dem Schöpfer) bis zum Endziel. Dabei ist bei Hugo selbst die Menschwerdung starker Mittelpunkt dieser Einteilung geworden in seiner bekannten Grundeinteilung *conditio* (als Vorstufe) — *restauratio* (als Höhepunkt) mit Christus als dem Gesamtmittelpunkt, auf den alles hingeeordnet ist. Robert Pullus und der Lombarde folgen — freilich ohne die Sonderstellung der Inkarnation so sehr zu übernehmen — diesem biblisch-historischen Weg im allgemeinen. In der Abaelardschule ist der logische Strukturaufbau maßgebend: *Tria sunt . . . fides videlicet, caritas et sacramentum* (bzw. die Umstellung der beiden letzten Glieder). C. hat aber vorzüglich beobachtet, wenn er bemerkt, daß dieser logische Aufbau vielfach teilweise unterbrochen wird durch den biblisch-historischen. So hat etwa die *Isagoge* die Einteilungsworte für den entsprechenden Teil aus dem biblisch-historischen Aufbau: *In homine quidem creationem primam, deinde lapsam, novissime restaurationem percurrere oportet* (285). Das Werk geht auch darnach voran. Auch die *Summa sententiarum*, Roland, Omnebene und die *Sententiae divinitatis* gehören zur Mischgruppe. Für den Lombarden ist in diesem Überblick bezeichnend, daß eigentlich nur die Einleitung von der logischen Einteilung *res — signa* bzw. *frui — uti* spricht. Die Ausführung ist biblisch-historisch im Grundzug, wie schon gesagt. Die *Summa sententiarum* folgt nur im 1. Teil Abaelards logischem System; dann aber im Großteil der Einteilung der Anselmschule und Hugo, ohne freilich dessen Trennung in die beiden *opera conditionis — restorationis* eigentlich zu übernehmen. Darüber hinaus konnte C.

eine wachsende Einordnung neuer Probleme in diese Ordnungen feststellen, so daß die Summen immer umfangreicher an Inhalt werden bis hin zur relativen Vollsammlung des Lombarden als Lehrbuch des Mittelalters. Dabei werden die neuen Fragen aber verschieden eingeordnet, und vielleicht läßt sich dabei am tiefsten der Grundcharakter der Einordnung besonders bei den Mischformen erkennen. Man hätte gewünscht, daß C. diese Hilfe der Einordnung und des darin steckenden Grundgedankens noch mehr bei den einzelnen Werken herbeigezogen hätte. Aber man kann verstehen, daß es ihm hier zunächst einmal auf die Tatsache der verschiedenen Einordnung ankam, und diese konnte er selbstverständlich am deutlichsten zeigen, wenn er eine Reihe von Einzellehren in ihrer verschiedenen Einordnung zunächst untereinander untersuchte, statt sie auf die einzelnen Werke zu verteilen. Jetzt kann man leicht bei den einzelnen Meistern nach den tieferen Gründen suchen, nachdem die Grundtatsache so einleuchtend uns gezeigt ist. Dabei wäre dann auch zu empfehlen, nun, nachdem die Grundzüge der Gesamtsystematisation feststehen, die Abhängigkeitsverhältnisse der Einzelnen heranzuziehen. Die meisten dieser Werke sind ja voneinander abhängig, und manche Einteilung oder Stellung einer Einzellehre ist einfach aus den Quellen übernommen. Auch das wird die Grundintention der einzelnen Verfasser noch deutlicher dann herausarbeiten. Doch das sind mehr Wünsche, die nur aufkommen, weil man diese gute Arbeit über die Entwicklung gelesen hat, die so anregend ist. Weisweiler

Alszeghy, Z., Die Theologie des Wortes bei den mittelalterlichen Theologen: Greg 39 (1958) 685—705. — Die lesenswerte Untersuchung setzt den Beitrag von J. Leclercq, *Le magistère du prédicateur au XII<sup>e</sup> siècle*: ArchHistDoctr-LittMa 21 (1946) 104—147, zeitlich und auch inhaltlich, besonders nach der Seite der systematischen Theologie hin, fort: Gibt es eine eigentliche Theologie des Wortes, der Predigt? Das sucht A. aus den Quellen vor allem vor Thomas zu erheben, aus den Schriftkommentaren, den Quodlibet, den Artes praedicandi und den Predigten selbst. Dadurch möchte er zugleich die Stellung von F. Arnold, *Dienst am Glauben*, Freiburg 1949, 19 widerlegen, der meint, es habe keine solche Theologie der Predigt gegeben. A. stellt zwei Grundhaltungen fest: Die Predigt ist nach den Quellen mit den Sakramenten eines der wichtigsten Mittel des Heils. Die Prediger gebären dem König des Himmels seine Söhne (Alkuin); sie erwecken die geistig Toten zum Leben (Petrus Cantor); *predicatio est quoddam instrumentum, quo Ecclesia Dei fabricata est* (Cod. lat. 455 Bibl. nat. Paris). Dabei ist auf der anderen Seite deutlich herausgestellt, daß der Prediger selbst dazu nichts vermag. Sein Wort ist in sich nach einem im Mittelalter oft wiederholten Wort des hl. Augustinus (*De bono viduitatis* 18, 22) „inanis strepitus“. Wie vereinigt nun die Theologie diese Antithesen. In der Theologia biblico-mystica wird der Ausgleich mehr vom *Verbum Dei Patris spirans amorem* (so auch Thomas) her gesucht, oder, wie A. sich ausdrückt, vom *Deus desiderans*, in der spekulativen Theologie mehr vom *Deus desideratus*. Es ist also die gleiche Entwicklungslinie, wie sie von der stärkeren Untersuchung der ungeschaffenen Gnade zur Erforschung der geschaffenen gegangen wurde. Das „Wort“ ist für die erste Richtung mehr lebendiges Wort Gottes, heute wie damals, als er es zum erstenmal sprach: *Semel utique quia semper*, sagt Bernhard von Clairvaux. Daher darf das Wort Gottes nicht bloße Mitteilung bleiben, sondern muß aus der Fülle des Mitteilenden entspringen: *De plenitudine eructantis cum quodam ipsius substantiae sapore profertur* (Bernhard). Der Redner muß „mit Gott schwanger“ sein und kann nur so seine Hörer für Gott gebären. Es scheint richtig zu sein, wenn A. diese „harmonia praestabilita“ zwischen dem lebendigen Gotteswort und seiner Verkündigung bzw. Wirkung auf eine gewisse, wenn auch nicht durchgedachte, Partizipationsidee zurückführt. Die stärker theoretisch die Frage durchdenkende scholastische Theologie konnte sich damit nicht zufriedengeben. Sie fragt näher: Worin besteht dieses innere Sprechen Gottes nun in der Seele konkret? Dieser Zeit stand dabei von Anfang an der Grundsatz fest, daß nicht der Prediger den Glauben erzeugen könne. Das ist, wie im sakramentalen Geschehen, allein Tat Gottes. Wenn es dabei bis zu des hl. Thomas *causalitas instrumentalis* nur zu einer *causalitas dispositiva* oder *materialis*

kam (vgl. vom Rezensenten, Die Wirkursächlichkeit der Sakramente nach dem Sentenzenkommentar Alberts des Großen: *Studia Albertina* [Festschrift Geyer]) seitens des Spenders kam, dann ist Ähnliches über die Theologie von der Wirkung des Wortes zu sagen. Der Mensch wird durch die Predigt auf den Glauben vorbereitet. Ein klassisches Wort Bonaventuras sagt das so: *Spiritus non potest dari a homine sicut a principio effectivo; potest tamen dari sicut a praeparante vel impenetrante* (699 Anm. 99). Thomas hat dann auch hier seine instrumentale Ursächlichkeit angewandt. Der Arzt ist Instrument, indem er die inwohnenden Körperkräfte anregt, so daß der Kranke dann mitarbeiten kann. Das Letztere war nach der Auffassung der Zeit das Entscheidende. So ist es auch bei der Predigt. Die Vorlage der übernatürlichen Offenbarungswahrheit bringt die Möglichkeit der inneren Zustimmung unter dem Gnadenslicht. Zugleich aber ist die Predigt auch die Erzieherin des Willens zu dieser Zustimmung. In ihr findet das persönliche Beispiel und die Überzeugungskraft des Predigers seine systematische Stellung in der Theologie der Predigt. Zur Zustimmung selbst aber ist auch diese Anregung nur Hilfe. Doch ist ihr Einfluß gegenüber dem sakramentalen Spender dadurch vertieft, daß der Prediger auch persönlich psychologisch stärker eingreifen kann auf die Seelenkräfte, die ja auch, wie das Wort, geistig sind. — Man möchte den Verf. bitten, seine Untersuchung auf die Zeit bis zur Reformation und nach ihr fortzuführen. Die Frage ist auch in ihrer Beantwortung wichtig für unsere heutige Kontroverstheologie.

Weisweiler

Leclercq, J., O.S.B., *Les collections de sermons de Nicolas de Clairvaux: RevBénédict 66* (1956) 269—302. — Bei dem heute gesteigerten dogmatischen Interesse für die frühmittelalterlichen Predigten und ihren Inhalt ist die vorliegende Untersuchung vor allem dadurch wichtig, daß sie mit voller Sicherheit eine Reihe Predigten, die bisher vielfach Petrus Damiani oder Bernhard — auch von Migne — zugeschrieben wurden, Bernhards Sekretär Nikolaus von Clairvaux zuteilen kann. Damit wird nun auch das echte Lehrgut Bernhards besser herausgestellt. Es waren dazu sehr minutiöse handschriftliche Untersuchungen notwendig, da Nikolaus seine Predigten, die in sich schon vieles Bernhard entnommen haben, auch noch eng mit echten Bernhardpredigen verbindet, obschon er dazu z. B. dem Grafen Heinrich von der Champagne ausdrücklich schreibt: *Mitto . . . sermones . . . meo sensu inventos, meo stylo dictatos, nisi quod paucis in locis de sensibus alienis accepi* (272). Bei seiner umfassenden Kenntnis der handschriftlichen Überlieferung der Predigten Bernhards war es L. trotzdem möglich, aus den Hss drei Sendungen von Predigten (an Hadrian IV., an die Mönche von Montieramey und den genannten Grafen von der Champagne) herauszustellen, die wirkliches Eigentum des Nikolaus sind. Es sind 19 Predigten, zu denen mit großer Wahrscheinlichkeit eine 20. aus einer dieser Sendungen noch hinzukommt. Die 19 bilden in den drei Sendungen ein geschlossenes Ganze, wenn auch teilweise in verschiedener Anordnung. Sie heben sich auch inhaltlich und stilistisch von den echten Predigten Bernhards deutlich ab, etwa durch stark zusammengesetzte Worte wie *disterninare*, *instagnare*, *ingenerare* oder sonderbar abstrakte Substantive wie *coenositas* oder *frantositas*. Gebraucht werden auch auffällige Diminutive *intelligentiola*, *animula*, oder Adjektive wie *uxorius* und *undosos*, um nur einige Beispiele zu nennen. Der Inhalt hat die Originalität Bernhards. Nikolaus lebt als früherer Sekretär von anderer Gut, wenn auch seine literarische Kenntnis sich manchmal in glücklichen Formulierungen und dem Beiziehen klassischer Autoren zeigt. Die Zusammenstellung dieser Gruppe der 19 Predigten war also sehr wertvoll, um diese Kriterien finden zu können. Da diese Predigten nacher in vielen Sammlungen sich nur in kleineren Gruppen oder auch nur vereinzelt finden, hätte man sie nicht so leicht als unecht belegen können. — Noch eine andere wertvolle Anregung gibt der Artikel. In einem Brief an Petrus von Celle, den L. abdruckt, meldet Nikolaus eine Sendung von Bernhardpredigten an und sagt, daß er die erste Solet apostolus selbst diktiert habe. Es handelt sich um eine echte Bernhardpredigt nach Ausweis des Exemplars von Clairvaux und anderer guter Sammlungen. Daher bedeutet das „*dictavi*“ wohl nur, daß Nikolaus sie, wie wir es von anderen Predigten ja auch

wissen, als Sekretär redigiert hat. — L. kann aus den Begleitschreiben zu den Sendungen auch einiges über das traurige Lebensschicksal des Nikolaus neu belegen und erarbeiten. Der von Bernhard wegen Mißbrauchs seines Siegels aus Clairvaux hart entlassene Sekretär, der nachher aus einem ähnlichen Grund auch durch den von ihm unworbenen Grafen von der Champagne entlassen wurde, hat in Rom eine Zeitlang unter Hadrian IV. gelebt. Seine Sehnsucht aber blieb Cîteaux und Montiéramey: *Tota voluntas mea Clarevallis est*. Während der andere Sekretär Bernhards, Gottfried von Auxerre, im Schatten seines Meisters blieb, stellte sich im Gegensatz dazu, wie L. gut bemerkt, Nikolaus in sein Licht, was freilich wieder das Gute hatte, daß er für die Verbreitung der Predigten Bernhards manches tat. Die schwierige Untersuchung hat also das Echtheitsproblem ein gutes Stück weitergeführt und damit der Untersuchung der Lehrentwicklung der Frühscholastik einen großen Dienst geleistet.

Weisweiler

Haring, N., *A Commentary on Boethius' De Trinitate by Thierry of Chartres (Anonymus Berolinensis)*: ArchHistDoctrMA 23 (1956, erschienen 1957) 257—325. — Wir wissen durch Clarenbaldus von Arras, daß sein Meister Thierry von Chartres des Boethius Schrift *De Trinitate* kommentiert hat. H. fand nun im bisherigen „Anonymus Berolinensis“ (Berlin, Staatsbibl. lat. Fol. 817, fol. 59—77<sup>v</sup>; jetzt in der Universitätsbibl. zu Tübingen) einen Kommentar mit dem Incipit *Aggreditur propositum*, der engste Beziehungen zu zwei anderen Kommentaren in *De Trinitate* aufweist: Paris, Bibl. nat. lat. 14 489, fol. 1—62 (*Inc. Quae sit auctoris intentio*; z. T. veröffentlicht von J. M. Parent, *La doctrine de la création dans l'école de Chartres*, Paris 1938, 180—213) und zu dem von W. Jansen bereits teilweise edierten Kommentar *Librum hunc* (Der Kommentar des Clarenbaldus von Arras, Breslau 1926). Alle drei Kommentare geben sich schon in ihrer Diktion als Werke selbständiger Denker, die nicht bloße Zusammenstellungen zweiter Hand sein können; auf der anderen Seite sind die Ähnlichkeiten in den Ideen und auch den Formulierungen so groß, daß sie alle *einem* Verfasser zugeschrieben werden müssen. Dabei dürfte es H. sehr wahrscheinlich gemacht haben, daß der Kommentar *Quae sit* eine Reportation aus Vorlesungen dieses Meisters ist, während in der zeitlichen Abfolge *Librum hunc* die früheste Form seiner Kommentierung zu sein scheint und *Aggreditur* die letzte. Die Autorschaft wird durch einen Vergleich mit Thierrys unvollständigem Kommentar in *Genesis* (veröffentlicht von N. Haring in: *The Creator of the World according to Thierry of Chartres and Clarenbaldus of Arras*: ArchHistDoctrLittMA 22 (1955, nicht 1956 wie 259 Anm. 2) 200—216, für Thierry mit Recht in Anspruch genommen. Denn H. hat bereits in diesem seinem Artikel gezeigt, daß der Genesiskommentar und *Librum hunc* eng zusammengehören, und bringt nun in dem im vorliegenden Artikel zum erstenmal veröffentlichten Kommentar *Aggreditur* den Nachweis, daß dieser Kommentar und *Quae sit* aufs engste verbunden sind und ganze Sätze gemeinsam haben, wie die im Apparat abgedruckten gleichen Stücke hinlänglich belegen. Den noch genaueren Beleg, daß *Librum hunc* mit *Aggreditur* ideengleich ist, wird noch eingehender dessen Gesamtedition bringen, ist aber heute auch schon deutlich ersichtlich aus dem Vergleich mit der Teiledition von Jansen. So wird der ganze dreifache Kommentar Thierry zugehören. *Aggreditur* wird als letzter der Trias vorsichtig um 1145—1150 datiert, da es nicht so sicher feststeht, daß die „*haeresis modernorum quorundam*“ sich auf Gilbert und seine Schüler bezieht. Man könnte freilich aus dem Fehlen eines Hinweises auf das Konzil von Reims darauf schließen, daß das Werk vor 1148 entstanden ist, besonders da unter den bekämpften Häresien eigens auf Formulierungen hingewiesen wird, die sich im Sprachkreis Gilberts finden. Aber vielleicht konnte Thierry das Konzil bei seinen Hörern als bekannt voraussetzen. Da keine Sicherheit zu erreichen ist, dürfte die etwas weitergefaßte Datierung zunächst gut sein. Die Kommentare unterscheiden sich inhaltlich übrigens dadurch, daß die beiden frühesten *Librum hunc* und *Quae sit* sich enger an Boethius anschließen, während *Aggreditur* eine freiere Kommentarform wählt, was auch gut zu der von H. aufgestellten zeitlichen Abfolge paßt: der letztentstandene Kommentar *Aggreditur* ist der selbständigste. Es ist also gut, daß er uns im

Wortlaut nun geschenkt wurde, besonders da die Beziehung des Nikolaus von Cues zur Schule von Chartres schon von E. Hoffmann und R. Klibansky aufgedeckt wurde. Bereits damals (1932) sollte Aggreditur als Anonymus Berolinensis herausgegeben werden. Jetzt wird man also genauer die Beziehungen zur *Docta ignorantia* untersuchen können und müssen. Weisweiler

Pierre le Chantre, *Summa de Sacramentis et animae consiliis*. 2<sup>e</sup> partie. Texte inédit publié et annoté par J.-A. Dugauquier (*Analecta mediaevalia Namurcensia*, 7). gr. 8<sup>o</sup> (XVI u. 552 S.) Louvain 1957, Nauwelaerts (oder Lille, Giard). 540.— frb.— Dieser 2. Teil des Hauptwerkes von Petrus Cantor ist im Untertitel beschrieben: *Tractatus de Paenitentia et Excommunicatione*. Damit ist der Hauptinhalt zwar nach unserer heutigen Auffassung nur unzureichend charakterisiert. Denn es sind viele Fragen in ihm moraltheologisch behandelt, die in nur geringem Zusammenhang mit Buße und Exkommunikation stehen, vor allem die Vorfragen nach der Liebe, dem Verdienst, der Strafe, der lässlichen Sünde, dem Verdienst eines „opus imperfectionis“, der Genugtuung, dem Werk für einen verstorbenen Sünder und seinen Folgen. In einem weiteren Kapitel gibt Petrus eine Darstellung der Pflichten gegen Gott (*De officio ecclesiastico, De cantu ecclesiastico*) und gegen den Nächsten (*De detractatione, De restitutione famae et pecuniae*). Erst dann folgt der eigentliche Traktat über Beichte, Schlüsselgewalt und Exkommunikation, die von den etwa 400 Seiten der Ausgabe nur wenig über 100 einnehmen. Das alles zeigt deutlicher als Worte den weitgreifenden noch die ganze Bußlehre umfassenden Umfang dieser größten Beichtsumme des 12. Jahrhunderts mit ihren mancherlei kasuistischen Fragen. Dabei ist aber der systematischen Theologie doch ein weiter Raum eingeräumt, wie es die Zeit erforderte, in der Moral- und systematische Theologie noch — Gott Dank — eine größere Einheit bildeten und dadurch auch eng mit der Bibel verbunden waren. Das belegen vier enggedruckte Seiten von Zitationen aus der Heiligen Schrift deutlichst, während es nur drei aus der Patristik sind. Für die spekulative Erfassung der Schlüsselgewalt als dem Kern des sakramentalen Vorganges ist kennzeichnend, daß Petrus die Lösung: *Deus approbat talem solutionem* genauer umschreibt mit Ps.-Augustin, *De vera et falsa poenitentia: Deus et coelestis curia scl. angelorum habet ratum et gratum, quod ligatio talis vel solutio teneat in ecclesia militante* (331). Damit ist also die irdische Kirche und die himmlische aufs engste verbunden zu einer Einheit des Geschehens. Ähnliches gilt von der Bindung und Lösung der Exkommunikation. — Literargeschichtlich ist in diesem Teil der Unterschied der Überlieferung des Werkes, besonders in der Lehre von der Schlüsselgewalt, bemerkenswert. D. denkt daher an eine Reportation der ganzen Summe. Dazu führt auch das hier manchmal angewandte „dicit“ statt des gewöhnlichen „dicitur“. Die Verschiedenheit der Überlieferung, die D. im Anhang ausführlich abdruckt, da sie im Apparat keinen Platz wegen ihrer umfangreichen anderen Formulierungen und z. T. auch Einteilungen finden konnte, käme dann aus mehreren Vorlesungen des Cantor in Laufe seiner Lehrtätigkeit. So bieten drei Hss eine verschiedene, aber in den Grundideen gleiche Redaktion über die äußere Buße und die Genugtuung, eine von ihnen bringt auch die verschiedene Redaktion, die sich in zwei weiteren Hss allein findet. Eine Hs enthält außerdem noch ein Bruchstück einer weiteren Redaktion über Buße, Schlüsselgewalt und Exkommunikation. Auch in ihr ist teilweise die erste Person angewandt. Jedoch scheint es sich mindestens hier um eine spätere Bearbeitung zu handeln, da eine Ansicht über die Schlüsselgewalt vertreten wird, die sich mit der sonstigen Lehre des Petrus nicht vereinen läßt (die *scientia* als Schlüssel besitzt man nur „in habitu“, während Cantor in der Tauflehre solche *virtutes infusae* in habitu zurückweist). Wir müssen daher, da es sich um Reportationen aus mehreren Vorlesungen handelt — und noch dazu jedenfalls um eine weitere Bearbeitung aus späterer Zeit — mit der Datierung (nach 1185) vorsichtiger werden als bisher; denn die Anspielungen auf das 3. Laterankonzil und den Pontifikat Lucius' III. können vielleicht einer späteren Redaktion angehören, so daß der Urvortrag schon früher liegen könnte. Das ist für die Prioritäts- und Abhängigkeitsfragen von großer dogmengeschichtlicher Bedeu-

zung, da viele Einzelprobleme behandelt sind. Nicht unwesentlich ist das auch für die mancherlei kulturhistorischen Hinweise und die beschriebene und behandelte Volksfrömmigkeit, wenn es auch hier nicht so sehr auf das eine oder andere Jahr ankommen dürfte, da es sich um Gebräuche handelt. Dennoch dürfte auch hier die Abhängigkeitsfrage und daher die nach dem eigentlichen Autor der Überlieferung nicht ohne Bedeutung sein. Die Edition ist auch diesmal (vgl. zu 1. Teil Schol 30 [1957] 413 f.) vorzüglich gearbeitet unter vorsichtigem Zugrundelegen der besten Hs von Troyes.

Weisweiler

The *Summa contra haereticos* ascribed to Praepositinus of Cremona, by J. N. Garvin C.S.C. and J. A. Corbett (Publications in medieval studies, The university of Notre Dame, 15). 8° (LVIII u. 302 S.). Notre Dame (Indiana) 1958, University of Notre Dame Press. 7.50 \$. — Schon L. Muratori und dann besonders G. Lacombe haben auf diese Summa aufmerksam gemacht, die nun in einer mustergültigen Edition vorliegt. Der Text fußt auf den zehn verfügbaren Handschriften und gibt davon sämtliche Varianten; bei stärkerer Abweichung sind sogar die betreffenden Partien in zwei Kolonnen nebeneinander gedruckt. Beinahe zuviel des Guten scheint geschehen, wenn nicht nur eigentliche Zitate (aus den Glossen, aus Petrus Lombardus usw.), sondern auch kaum gekennzeichnete Anspielungen mit Fundort in einem 2. Apparat angegeben werden. Die Frage nach dem Verfasser wird nicht weiter berührt. Der Inhalt der Summa belehrt uns über die Einwürfe der Katharer, der „Passagini“ (eine gleichzeitig mit den Katharern und Waldensern auftretende Sekte, französisch: Les passagiens) und anderer Häresien und über die entsprechende katholische Auffassung (besonders: Welterschöpfung, Leiblichkeit Christi, Erlaubtheit der Ehe, Bedeutung des Alten Gesetzes, Kirche, Eucharistie, jenseitige Vergeltung). Alles das ist gewiß aufschlußreich, aber vielleicht könnte die Ideengeschichte der Scholastik noch mehr Nutzen daraus ziehen, wenn die Zusammenhänge mit anderen Kontroversschriften der damaligen Zeit, von denen leider nur wenige gedruckt sind (vgl.: Alanus de Insulis, *De fide catholica contra haereticos libri IV*), klarer zum Vorschein kämen.

Beumer

Talbot, C. H., Codogan of Bangor: Cîteaux in de Nederlanden 9 (1958) 18—40. — Der rührige Mitherausgeber der neuen Bernhardausgabe, deren 1. Faszikel hier jüngst angezeigt wurde (vgl. Schol 33 [1958] 287 f.), bietet einen Einblick in das wissenschaftliche Denken eines Zisterziensers in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Codogan, von Stephan Langton 1215 geweihter Bischof von Bangor und später Mönch im Kloster Dore — vorher war er bereits Abt von Whitland gewesen — starb 1241. Außer einem Poenitentiale, das mehr von lokaler Bedeutung ist, sind von ihm, da das *Speculum christianorum* erst späteren Datums ist, Gebete und Kommentarstücke in einer Hs des 13. Jahrhunderts (Hereford Cathedral O. 6. VIII fol. 59—76) erhalten. Ihr Inhalt zeigt das erste und bisher auch einzige Zeugnis der Verbindung keltischer Tradition und scholastischen Denkens in dieser Zeit. Schon die äußere Form der Alliteration, die Zahl der vielen Adjektive, die Superlative, besonders aber der äußerst starke Einfluß des Gemütes sind keltisches Kulturgut. Daneben aber ist etwa in der Genesiserklärung oder der Darlegung über die Trinität scholastisches Denkgut greifbar. Beides verbindet sich in einer mehr mystischen und doch wieder realen Darstellungsart. So ist etwa das Sechstageswerk in seiner scholastisch orientierten Art angewandt auf die Erscheinung Christi im Fleisch: Der Menschgewordene ist das Licht; oder: *Herba autem virens erat Christus in infantia; lignum vero in iuventute, fructum autem fecit non solum in praedicatione et passione, set in omni ipsius actione. Nonne item eius actio nostra est lectio, nostra est instructio* (38). Ähnliches gilt von der Trinitätslehre, in der scholastischer Ausdruck christologisch durchleuchtet wird bis hin zur Teilnahme auch der Erlösten Christi am dreifaltigen Leben des Vaters: *Pro fratribus meis, Pater dulcissime, supplico, pro filiis tuis oro. Pater meus es, set et illorum Pater es, meus per naturam, illorum per adoptionem* (36). — Es wird also ein guter Einblick in ein uns bisher unbekanntes Geistesleben geboten. Wie weit mag diese Verbindung der beiden Kulturbereiche wohl verbreitet ge-

wesen sein? Das ist die nun zu stellende Frage. Es ist übrigens bezeichnend für die Bedeutung des Spekulativen, daß sich der Liber de Causis in derselben Hs findet, die ursprünglich in der Bibliothek von Dore war und vielleicht zu den Büchern dort gehörte, die Codogan von Bangor dorthin, wie wir wissen, mitbrachte. T. bemerkt dazu mit Recht: It is one of the earliest, if not the earliest copy of this text to be found in the British Isles (25). Weisweiler

Geyer, B., Die mathematischen Schriften des Albertus Magnus: Ang 35 (1958) 159—175. — Im letzten Heft der Schol hat sich G. mit der Frage umstrittener Bibelkommentare, die unter dem Namen Alberts gehen, eingehend beschäftigt (vgl. Schol 33 [1958] 558—566); hier schenkt er uns eine ähnliche Untersuchung zu den mathematischen Schriften. Die Abhandlung war bereits 1944 verfaßt, konnte aber damals wegen der Kriegslage nicht gedruckt werden. Sie ist nun unverändert zum erstenmal gedruckt. Da nach der konkreten Angabe Alberts in der Einleitung der Aristoteleskommentare, in der auch mathematische Schriften vorgesehen sind, die Planung, und aus dem Beginn der Metaphysik feststeht, daß der Plan auch ausgeführt wurde, müssen wir mit dem Bestehen solcher Schriften rechnen. In den naturphilosophischen Schriften wird von ihnen noch im Futur gesprochen, daher sind sie zwischen ihnen und der Metaphysik geschrieben. Dazu gehört sicher die Geometrie, von der in der Metaphysik ausdrücklich als bereits vollendetem Werk gesprochen wird: Hoc a nobis iam in Geometricis est demonstratum (162). Von solchen Schriften sprechen auch die alten Kataloge von Stams und Heinrichs von Herford. Mit Recht lehnt nun G. die bisherigen Versuche von Pangerl, Grabmann und Curtze ab, die in Hss von Wien, München und Admont die Schriften teilweise finden wollten. Es handelt sich nach genaueren Untersuchungen um Werke von Peckham, Roger Bacon, Reinher Patherbrunensis („wohl“) und Geber. Dagegen findet sich in Wien, Dominikanerbibliothek (saec. 14) ein Euklidkommentar unter dem nicht näher bezeichneten Namen eines „Albert“: Primus Euclidis cum commento Alberti. G. vermutet, daß die Überschrift schon vom Rubrikator stammt. Die Hs war A. Birkenmajer und G. Mersseman bekannt und wurde auch von M. Weiss erwähnt; sie ist aber nun zum erstenmal genauer beschrieben. Schreiber und Verfasser erscheinen als die gleiche Person. Das belegen deutlich die Verbesserungen, die während des Schreibens von derselben Hand vorgenommen wurden, und vor allem Veränderungen des Textes, die eine inhaltliche Verbesserung darstellen. Wer ist also dieser Albert als Verfasser und Schreiber? Der Inhalt erscheint als bedeutend. Die Schrift ist eine gute Kuntschrift statt der sonst bei Albert dem Großen gebräuchlichen gewöhnlichen Kursive. Aber es finden sich auch Teile in der Wiener Hs in Kursive, die dann der Alberts sehr gleicht, wie G. feststellen konnte. Er verweist auf solche Ähnlichkeiten bei einzelnen Buchstaben genauer (etwa das offene o, das dem e ähnlich ist). Zwei große photographische Textproben erläutern das. Doch möchte G. allein daraus noch keine letzte Entscheidung treffen, bevor der Inhalt genauer geprüft ist. Das wird J. Hofmann bei der Edition in der Editio Coloniensis tun. Man wird es jedoch begrüßen, daß zwei größere Textabschnitte hier bereits ediert worden sind, so daß man einen Ideenvergleich in beschränktem Umfang schon anstellen kann. Dazu ist sehr behilflich, daß Hinweise auf ähnliche Darlegungen in anderen Schriften Alberts sich im Apparat abgedruckt finden. Man kann dabei gewiß Ähnlichkeiten feststellen. Der Herausgeber aber wird prüfen müssen, ob die Stileigentümlichkeiten, auf die G. am Schluß selbst auch hinweist, durch den Charakter einer mathematischen Schrift sich genügend erklären lassen. Das kann nur in einem größeren Zusammenhang geschehen. — Bei dieser Gelegenheit sei darauf aufmerksam gemacht, daß das wertvolle Büchlein von H. Ostlender, Albertus Magnus, im Patmos-Verlag zu Düsseldorf 8<sup>o</sup> (60 S.) in 2. Auflage wieder erschienen ist. Es bringt zunächst eine auf den neuesten Forschungen beruhende Einführung in Alberts Leben, seine Persönlichkeit und seine Werke. Es folgen dann ausgewählte Texte des Philosophen, des Naturforschers, des Theologen und des Menschen Albert. Dabei ist besonders Rücksicht darauf ge-

nommen, daß nur die wirklich echten Schriften beigezogen wurden. Wenn das Büchlein auch für einen weiteren Kreis geschrieben ist, so kann es doch, da es aus der Feder eines der besten Kenner Alberts stammt, auch dem Forscher zur Orientierung dienen.

W e i s w e i l e r

Spargo, E. J. M., *The Category of the Aesthetic in the Philosophy of Saint Bonaventura* (Franciscan Institute Publications, Phil. series, 11). 8° (XI u. 161 S.) St. Bonaventure N. Y. 1953, The Franciscan Institute (Paderborn, Schöningh). 10.50 DM. — Die These des Buches, die die Verfasserin im Vorwort ausdrücklich ausspricht, lautet: „Die Kategorie des Ästhetischen prägt und durchformt das gesamte Denken des hl. Bonaventura.“ In seinen Werken verrate sich eine Art ästhetischer Weltanschauung. „Das gibt sich kund in der Art, wie er Theologie treibt, wie er die metaphysischen Probleme anpackt, in seiner Geschichtsdeutung, seiner Auffassung der Geschöpfe, seiner Mystik und in dem Einfluß, den er auf erfolgreiche Künstler und ihr Werk hatte“ (IX). Zum Erweis dieser These hat Sp. mit großem Fleiß und viel Sorgfalt eine Fülle von Stellen aus den verschiedensten Werken des hl. Bonaventura zusammengetragen und sie kunstvoll zu einem großen Mosaik vereinigt, das eine umfassende Gesamtschau gibt. Die gut gewählten Kapitelüberschriften heben die charakteristische Linienführung hervor, den Aufstieg von der Schönheit der Welt über die Schönheit des Geistes zur Schönheit Gottes. Gut gelungen scheint der Vergleich von Bonaventuras Auffassung mit der Alberts des Großen und des hl. Thomas. Bei Thomas beruhe die ästhetische Erfahrung auf einem Verstandesakt, das ästhetische Objekt sei die Form des Dinges. Bei Bonaventura dagegen bedeute ästhetische Erfahrung „das Gefallen, die Freude und das Entzücken, das mit jeder mühelosen und freien Betätigung einer menschlichen Fähigkeit verbunden ist, vom leisesten Sinnenreiz bis zur höchsten geistigen Erfahrung“ (15). — Was man vermißt, ist eine eigentliche Interpretation der Texte. Ansätze zu einer interpretierenden Auseinandersetzung und selbständigen Darstellung finden sich etwa bei dem Hinweis auf die Lösung des alten Problems von Einheit und Vielheit; seine letzte Versöhnung findet das Eine mit dem Vielen in Christus, dem ewigen Wort, das die Gleichnisse aller Dinge in sich enthält und zusammenfaßt (99). Durch Hinweis auf das Weltbild der modernen Physik zeigt die Verfasserin, wie die zunächst bizarr anmutende Zahlentheorie Augustins und Bonaventuras im Grunde gar nicht so abwegig ist, da doch heute die ganze Welt in mathematische Formeln eingefangen werde. Bonaventura habe die augustinerische Zahlentheorie zu einer Theorie des künstlerischen Schaffens weiterentwickelt (125—129). — Jedenfalls hat dieses Buch den Boden für eine fruchtbare Verarbeitung des reichen Textmaterials bereitet.

H u m m e l

M ü h l e n, H., *Sein und Person nach Johannes Duns Scotus. Beitrag zur Grundlegung einer Metaphysik der Person.* (Franziskanische Forschungen, 11) gr. 8° (XII u. 131 S.) Werl (Westf.) 1954, Dietrich-Coelde-Verlag. 12.— DM. — Das vorliegende Werk ist eine vorbereitende Arbeit zum Verständnis der menschlichen Person auf Grund der skotistischen Ontologie. Die Fragestellung des Verf.s lautet: „Ist das Wesen des Menschen nur in sich ruhender Selbststand und sich selbst gehörende Selbstmacht, oder gehört nicht vielmehr zum Wesen des Menschen das Woher und Wohin seines Daseins hinzu?“ (6). In ihrer Ontologie begründet, d. h. vom Dasein bzw. vom Sein her wird die skotistische Auffassung der Person in 5 Kapiteln erläutert: Das Sein als solches, das Sein als Umkreis der Person, der Zugang zur Person, die göttliche Personalität und die menschliche Personalität. — Was die Arbeit wirklich wertvoll und beachtenswert macht, ist ihre ontologische Grundlegung. Aus den Quellen versucht M. die skotistische Ontologie darzustellen. Es wäre vielleicht interessant gewesen, wenn er bei dem wichtigsten und entscheidendsten Punkt, bei der Lehre über das Sein, auch die Ansicht des Gegners bzw. den Unterschied zwischen skotistischer und thomistischer Grundauffassung aufgezeigt hätte. Das Sein nennt der Verf. „die Ermöglichung des vollen Daseins“ (17), „die zeitliche Tendenz des Wesens zu seinem Dasein“ (22), „die geschaffene Macht über das Nicht, die die Tendenz zum Dasein ermöglicht“ (33), „das Unvollkom-

menste, was Gott erschaffen hat, denn es ist eingeschlossen auch in dem unvollkommensten Seienden“ (32). Beim hl. Thomas dagegen wird das Sein bekanntlich als das Vollkommenste aufgefaßt und bewertet („hoc quod dico esse est inter omnia perfectissimum“ De pot. q. 7 a. 2 ad 9). Wie kommt es zu diesen grundverschiedenen Urteilen?  
Hegy i

Schmaus, M., Thomas Wylton als Verfasser eines Kommentars zur aristotelischen Physik. Eine Feststellung von L. Hödl (Sitzungsberichte der Bayer. Akad. der Wiss. Philos.-hist. Klasse 1956, 9). gr. 8° (33 S.) München 1957, Beck. 5.— DM. — Schmaus legte der Münchener Akademie einen Bericht über einen Fund seines Schülers und jetzigen Privatdozenten Hödl vor, dem es gelang, Thomas Wylton als Verfasser des in der Biblioteca Malatestina in Cesana, Plut. VIII sin. cod. 2 (für das 7. und 8. Buch auch in Cod. CA 2° 178 der Erfurter Amploniana; entdeckt von Fr. Pelster) festzustellen. Damit ist ein langer Streit entschieden, wer der ‚Magister Anglicus‘ sei, dem die Hss den Kommentar zuschrieben. Pelster hat ihn als Thomas Sutton interpretieren wollen, ebenso Grabmann, während Glorieux den Kommentar bereits wenigstens unter die zweifelhaften Werke Wyltons aufgenommen hatte (Répertoire I 461). Anneliese Maier tat den ersten Schritt zur jetzigen Lösung der Frage. Sie hat in ihrem ausgezeichneten Artikel „Verschollene Aristoteleskommentare des 14. Jahrhunderts“ in der Festschrift Mansion (vgl. Schol 31 [1956] 421) bei Gelegenheit der Beschreibung des Physikkommentars des Johannes Canonicus festgestellt, daß unter seinen vielen Zitaten öfter ein „Thomas Anglicus“ genannt ist, der Thomas Wylton gewesen sein muß, wie ihn seine eigenen Landsleute wohl von seinem Geburtsort her nannten, während die festländischen Zeitgenossen von ihm als „Thomas Anglicus“ sprachen. Denn Aureoli setzt sich mit einer „opinio Thome Anglici“ in dem 1. Buch seines Sentenzenkommentars auseinander, die Maier in einer Quaestio des Thomas von Wylton finden konnte. An einer 2. Stelle konnte Maier die gleiche Feststellung machen. So nennt es Maier mehr als wahrscheinlich, daß auch Canonicus, der mit Aureoli sehr vertraut war, unter Thomas Anglicus den Thomas von Wylton versteht. Wir haben also in Cesana und Erfurt den Physikkommentar Wyltons, da sich in ihm durch Hödl die Stellen, die Canonicus Thomas zuschreibt, wirklich feststellen ließen. Außerdem konnte er gleiche Gedankengänge auch in den Quaestiones quodlibetales Wyltons finden, wie etwa in der Frage nach der Unendlichkeit und Einfachheit des göttlichen Wesens. Wichtig ist, daß in dem Kommentar Wyltons auf einen weiteren Kommentar zur Elenchik verwiesen wird, den er verfaßt habe. Von ihm war bisher nichts bekannt — ein Hinweis, der bei der Bedeutung Wyltons sehr bemerkenswert ist. Hödl gibt am Schluß einen Teil des Physikkommentars nach der Hs von Cesana in gutem Druck heraus: lib. 1 q. 13 Queritur utrum ens habeat unam rationem substantiae et accidentium (12-33). — Es ist für die Beurteilung der Zuteilung des Kommentars an Wylton wohl nicht uninteressant, daß Pelster in einer seiner letzten Rezensionen offenbar mit der Identifizierung des Anglicus mit Wylton einverstanden war, wie sie Maier vorgenommen hatte. Denn er zitiert ohne ein Wort der Kritik in der obengenannten Besprechung des Artikels der Mansion-Festschrift dieses Ergebnis und hofft nur, daß man auch den Kommentar selbst finden werde. Das ist nun durch Hödl glücklich geschehen.

Weisweiler

Walter Burleigh, De puritate artis logicae tractatus longior. With a Revised Edition of the Tractatus brevior, hrsg. v. Ph. Boebner O.F.M. (Franciscan Institute Publications, Text series, 9). gr. 8° (XVI u. 264 S.) St. Bonaventure N. Y. 1955, Franciscan Institute (Auslieferung für Deutschland: Schöningh, Paderborn). 4.50 \$. — Walter Burleigh (1275 — nach 1343) ist einer der bedeutendsten scholastischen Logiker des 14. Jahrh. „Es scheint sicher zu sein, daß er nicht Franziskaner war“ (VI). Er hat zwei verschiedene Werke mit dem Titel „De puritate artis logicae“ geschrieben, die als Tractatus longior und tractatus brevior unterschieden werden. Der Tractatus brevior kann nicht als Teil des Tractatus longior aufgefaßt werden, weil er zum Teil die gleichen Fragen behandelt. Auch die An-

nahme, daß er eine Kompilation eines anderen Autors ist, kommt nicht in Betracht, weil er dafür in einem zu persönlichen Stil geschrieben ist (XI). Der Titel „De puritate artis logicae“ hat wohl eine Spitze gegen Ockham und die „Unreinheit“ seiner Logik. So greift Burleigh Ockhams Lehre von der „suppositio simplex“ an, bei der nach Ockham das betreffende Wort für den Begriff (*intentio in anima*) steht, nach Burleigh dagegen für das, was das Wort zuerst bedeutet (*quod primo significat*) (7 f.). Die Abfassungszeit des *Tractatus longior* ist später als die der *Summa logicae* des Ockham (1324), aber vor 1329; denn in diesem Jahr verfertigte nach einer zeitgenössischen Nachricht ein gewisser Johannes Nicholai O. F. M. bereits einen Auszug der Logik Burleighs. Der *Tractatus longior* ist hier zum erstenmal im Druck herausgegeben auf Grund von fünf Handschriften; den *Tractatus brevior* hatte Boehner schon 1951 auf Grund einer Handschrift ediert, in der vorliegenden Ausgabe ist der Text auf Grund einer weiteren Handschrift verbessert. Der Inhalt des *Tractatus longior* ist vor allem die Suppositionslehre und die Lehre von den hypothetischen Sätzen und Schlüssen; bei den letzteren ist an Schlüsse aus zwei hypothetischen Prämissen zu denken. Der *Tractatus brevior* enthält die allgemeinen Regeln des Schließens und die Lehre von den Syncategoremata.

de Vries

Volkmann-Schluck, K. H., Nicolaus Cusanus. Die Philosophie im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. gr. 8° (XVII u. 190 S.) Frankfurt a. M. 1957, Klostermann. 14.50 DM. — Die vom neuzeitlichen Interesse dirigierte Fragestellung beabsichtigt, das von Nicolaus Gedachte im Licht seiner eigenen Grundgedanken vor unser Denken gelangen zu lassen, um diese Gedanken in ihrer Verbindlichkeit mitzuvollziehen. Nach V.-Sch. denkt Nicolaus das Seiende aus der Hinsicht auf das Sein als unendliche Einheit. Durch drei Denkschritte ist der Weg des cusanischen Denkens bezeichnet, die in der Abfolge der drei Hauptwerke sichtbar gemacht werden können. *De docta ignorantia* legt die Metaphysik im ganzen vor, aus der Einsicht in das wesenhaft Ungemäße der Erkenntnis gegenüber der Wahrheit. Der Wesensbegriff des menschlichen Geistes als der welthaften Darstellung der unendlichen Einheit wird erörtert in den Schriften *De idiota* (*De sapientia*, *De mente*). *De beryllo* läßt die Metaphysik nochmals aus der gewonnenen Klarheit über die mens deutlich werden, wobei das Wesen jedweden Seienden als eine jeweils urbildhafte Darstellung des unendlichen Geistes sich bestimmen läßt. Da philosophisches Fragen als unbedingtes Streben nach der Erkenntnis des Wahren und Absoluten keinen Grund für sich zulassen kann, den es nicht durch sich selbst als Grund erlangt hat, ist abzusehen von der aus dem Glauben getragenen Auffassung von der mens als dem Ebenbild Gottes im Menschen. Ein Zweifaches folgt aus dieser Einschränkung: daß der Mensch sich noch einmal, und zwar radikaler, auf sich selbst zurückgeworfen erblickt und daß er den metaphysischen Grund der Wahrheit selbst übernehmen muß. Der einzelne Mensch ist die unendliche Einheit des Seins auf beschränkte Weise inmitten der Welt. Da ratio nur eine bestimmte Vollzugsweise der Vernunft ist und sich auf das Vergleichen beschränkt, nennt Nicolaus das dem Seienden als Sein und als Ganzem geöffnete Vernunftwesen mens. Diese ist zugleich bestimmt durch das, was sie noch nicht ist, aber sein kann; das Auf-dem-Wege-Sein als Anwesenheit dessen, was etwas noch nicht ist, was es aber sein kann, führt in den Bezirk der aristotelischen Wesensbestimmung der Bewegung. Das Wahre als Gesuchtes wird zum Maß aller Bewegung, und die Bewegung als die begriffliche Selbstentfaltung der mens führt zur Einsicht in das Unangemessene, Ungemäße der jeweiligen Begriffe als einer gegenwärtigen Phase der Selbstbewegung des Geistes, zur *docta ignorantia*. Auf dem Wege über die *aenigmatica scientia* läßt sich die Unvollkommenheit des Begriffes weiter als Mutmaßung, *coniectura*, verstehen. Das menschliche Erkennen ist zugleich und vor allem immer eine Selbstdarstellung der mens, das Seiende hat seine Anwesenheit in der species. Grundverfassung der mens ist das *desiderium intellectuale*; dieser Sehnsucht ist eine eigentümliche Unbestimmtheit eigen: Sehnsucht ist unendliche Bewegtheit, und diese selbst ist die Weise, wie das unendliche Sein in der Welt gegenwärtig ist. Nicolaus denkt die mens als *imago dei*, die Renaissance löst diese Ver-

bindung und läßt die mens zum Urbild werden und damit zum selbständigen Maß. Der kennzeichnende Zug des Angriffs auf das Seiende in der neuzeitlichen Metaphysik ist das Sicherstellen: das Gesehene soll bis auf seinen Grund hin durchschaut werden, in Klarheit, es muß für sich erfaßt werden — distinctum, und muß in jeder Hinsicht Gegenwärtiges, daher Offensichtliches sein — evidens. Das Sehen der mens holt hier in die Präsenz ein; doch ist diese Präsentation von eigener Art, sie präsentiert und bezieht das Gesehene und sich auf sich selbst zurück, wird zur Repräsentation. V.-Sch. sieht Nicolaus von Cues nicht in einem seltsamen Ineinander von Nachklang des Alten und Vorklang des Neuen, sondern erblickt eine mögliche Lösung darin, daß seine Philosophie in einem einzigen und einzigartigen Grundgedanken das Mittelalter abschließend zusammenfaßt und dadurch zugleich einer beginnenden neuen Epoche den Grund verschafft. — Trotz der angeführten Gründe befriedigt die Übersetzung des zentralen Terminus mens als ‚Gemüt‘ nicht (68). Wenn auch nicht alle Aspekte der cusanischen Philosophie berücksichtigt werden und die Ausklammerung der theologischen Grundgedanken nicht möglich ist (vgl. 19 23 42 65 81 156), so ergibt sich aus der Beschränkung auf die Kommentierung ausgewählter Texte ein Weg, „auf dem wir in den Bereich gelangen könnten, innerhalb dessen eine Begegnung mit der Wahrheit dieser Philosophie möglich wäre“ (XI).

Fischer